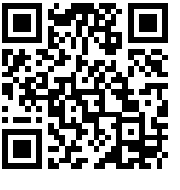
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FOREIGN DISSERTATION 48888
B 2641684
UC-NRLF
B 2 641 684

Studien zu Meister Stephans Schachbuch.

EXCHANGE
FEB 9 1928

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer hohen philosophischen Fakultät

der

Westfälischen Wilhelms-Universität

zu Münster i. Westf.

vorgelegt von

Carl Theodor Saul

aus Leer (Ostfriesland).

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Münster 1926.

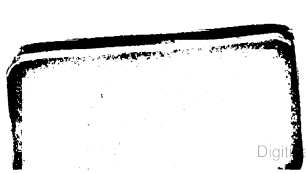
Germanistik.

Digitized by Google

Tag der mündlichen Prüfung 12. 2. 26.

Referent: Prof. Dr. Arthur Hübner

Dekan: Prof. Dr. Benecke.



Digitized by Google

Vorwort.

Die Anregung zu nachfolgenden Studien zu Meister Stephans Schachbuch verdanke ich Herrn Universitätsprofessor Dr. Arthur Hübner, der mir durch seinen jederzeit gern gewährten Rat bei Abfassung der Arbeit helfend zur Seite gestanden hat. Der Bibliothek zu Wolffenbüttel, die mir durch längere Ueberlassung einer handschriftlichen Version des Cessolischen „liber de moribus hominum ac officiis nobilium“ große Dienste erwiesen hat, sowie der Universitäts-Bibliothek zu Münster bin ich für ihr Entgegenkommen zu großem Danke verpflichtet.

Ich hoffe, daß meine bescheidene Arbeit zu ihrem Teile einiges an dem großen Gesamtbau literarhistorischer Wissenschaft beitragen kann.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Literaturangaben	I
Quellenangaben	II
Einleitung	1
Kapitel 1. Welche Version des Ceſſolis hat Stephan als Vorlage gehabt?	3
Kapitel 2. Stephan und Ceſſolis	7
Kapitel 3. Andere Quellen Stephans	15
Kapitel 4. Stephans Stil	17
Kapitel 5. Das Schachbuch und der „Cato“	30
Kapitel 6. Meiſters Stephans Perſönlichkeit und ſein Werk	34
Anhang zur Textkritik	47

Digitized by Google

I. Literaturangaben.

v. Gernet, Axel „Verfassungsgeschichte des Bistums Dorpat". Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat 1896. (Verh. d. gel. estn. G.)

Hampe, Karl „Der Zug nach dem Osten". Leipzig 1921.

Hübner, Arthur: „Daniel eine Deutschordensdichtung". Palaestra C. I.

Jahrbücher des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Band 14; 23; 25; 30; 31; 42 (J. b.)

Jellinghaus, Hermann „Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur" in Pauls „Grundriß der Germanischen Philologie" II[1].

Kauffmann, Friedrich „Deutsche Metrik" 2. Auflage Marburg 1907.

Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung IX; XIII. (Nd. Krspdzbl.)

v. d. Linde, Antonius: „Geschichte und Literatur des Schachspiels". 2 Bände Berlin 1847.

v. d. Lippertheide, Franz: „Spruchwörterbuch" Berlin 1907.

Reißmann, Gerhard: „Tilos von Culm: „Gedicht von siben Ingesigeln" Palaestra I C. Berlin 1910.

Roethe, Gustav in: „Allgemeine Deutsche Biographie" Bd. 36.

Schlüter, Wilhelm in: „Sitzungsberichte der gel. estn. Ges. Dorpat 1899.

Schulz, Alwin: „Höfisches Leben" Leipzig 1889.

Seiler, Friedrich: „Deutsche Sprichwörterkunde", München 1922. Handbuch für den deutschen Unterricht. Bd. 4, 3.

Derf. in „Zeitschrift für deutsche Philologie". Bd. 45. (Zf. f. d. Ph.)

Stammler, Wolfgang: „Geschichte der niederdeutsch. Literatur" Leipzig 1920.

v. Treitschke, Heinrich: „Das Ordensland Preußen". Historische und polit. Aufsätze. Bd. II.

Wackernagel, Wilhelm: „Kleinere Schriften" Band I. Leipzig 1872.

Digitized by Google

2. Quellenangaben.

Ceſſolis, Jacobus de: Liber de moribus hominum ac de officiis nobilium super ludo scaccorum. Wolfenbütteler Sammelhandſchrift Papier Sign. 42, 3. Aug. enthält auf Seite 264 ff. — 289 den Text des Ceſſolis von zwei Händen geſchrieben (Hs. K.)

Grimm, Wilhelm: „Freidanks Beſcheidenheit" Göttingen 1834. (Vridank).

von der Hagen, Friedrich Heinrich: „Minneſinger" Leipzig 1838. (M. S. H.)

Hübner, Arthur: „Die poetiſche Bearbeitung des Buches Daniel." Dentſche Texte des Mittelalters. Band XIX. Berlin 1911. (Daniel).

Karſten, T. E.· „Die mittelbeutſche poetiſche Paraphraſe des Buches Hiob". Deutſche Texte des Mittelalters. XXI. Berlin 1910. (Hiob).

Kochendörfer, Karl: „Tilos von Culm. Gedicht. „Von ſiben Ingeſigeln". Deutſche Texte des Mittelalters. Band IX. Berlin 1907. (Tilo).

Köpke, Friedrich Karl: „Das Paſſional". Quedlinburg 1852. (Paſſ. K.)

Köpke, Ernſt: „Jacobus de Ceſſolis: Liber de moribus etc. . ." Brandenburg 1879. Programm No. 59. Hs. C.

Schlüter, Wilhelm: „Meiſter Stephans Schachbuch". Sonderabdruck der gel. eſtn. Geſ. Bd. XI. Norden-Leipzig 1889.

Sievers, Eduard: „Das Schachgedicht des Pfaffen zu dem Hechte". Zs. f. d. Ph. Bd. 17, 1874.

Singer, S.: Heinrichs von Neuſtadt. Apollonius von Tyrland', Viſio Philiberti. Deutſche Texte d. M. A. VII. Berlin 1906. (Apollonius, Viſio).

Vetter, Ferdinand: Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhauſen. Aeltere Schriftwerke der deutſchen Schweiz. Frauenfels 1887. (darin Ceſſolis. H.)

Zimmermann, Paul: Das Schachgedicht Heinrichs von Beringen". Tübingen 1883.

Digitized by Google

Einleitung.

In der Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts nehmen die Schachbücher eine gesonderte Stellung ein. Sie bilden eine Gattung von didaktischen Dichtungen, die ihre Anregung der lateinischen nur abhandelnden Veröffentlichung des Jacobus de Cessolis verdanken, die dieser unter dem Titel: „liber de moribus hominum ac officiis nobilium super ludo scaccorum" herausgab.[1]) Dieses Buch fand großen Anklang und verbreitete sich schnell über ganz Europa hin.[2]) An poetischen Bearbeitungen des lateinischen Textes entstanden auf deutschem Boden im 14. Jahrhundert 4 Werke: das Schachgedicht Heinrichs von Beringen[3]), das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhausen[4]), das Schachgedicht des Pfaffen zu dem Hechte[5]) und das niederdeutsche Schachbuch des Meisters Stephan.[6]) Ueber die beiden zuletzt genannten Werke steht eine nähere Untersuchung noch aus. Festgestellt wurde nur, daß alle vier Dichter unabhängig voneinander ihre Bearbeituug vorgenommen haben. In der nachfolgenden Untersuchung soll näheres über die Persönlichkeit, die Art und Tendenz der Dichtung des niederdeutschen Bearbeiters Stephan gebracht werden. Probleme ergeben sich dabei für den mnd. Literarhistoriker ebensogut, wie für den Literarhistoriker, der es unternimmt, in die teilweise noch wenig erschlossene Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts einzudringen. Aus diesem Grunde ist für die Arbeit der Titel „Studien zu Meister Stephans Schachbuch" gewählt worden. Er soll an-

---

Anm. 1. Vgl. Antonius van der Linde: „Geschichte und Literatur des Schachspiels" I. Beilage Seite 19.

Anm. 2. Wilhelm Wackernagel: „Kleinere Schriften" I, 107—127.

Anm. 3. hrgb. von Paul Zimmermann, Bibl. des lit. Ver. Stuttgart CLXVI Tübingen 1883.

Anm. 4. hrgb. von Ferdinand Vetter, Bibl. älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz „Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhausen". Frauenfels 1887.

Anm. 5. hrgb. von E. Sievers, Zs. f. d. A., Bd. 17, 1874 S. 161—389.

Am. 6. Meister Stephans Schachbuch, Sonderabdr. der Verh. d. Gel. Estnischen Gesellschaft zu Dorpat, Bd. XI Norden und Leipzig 1889.

Digitized by Google

deuten, daß die einzelnen Abschnitte Untersuchungen sind, deren Ergebnisse einerseits der mnd. Lit. Gesch., andererseits der Lit. Gesch. des ausgehenden Mittelalters zugute kommen sollen.

Zunächst mag eine kurze Uebersicht über die wichtigste und einschlägigste Literatur des in Frage stehenden Werkes orientieren. Eine hs. Fassung von Stephans Schachbuch hat sich nicht erhalten. Die Dichtung ist uns lediglich aus einem alten Lübecker Druck von ungefähr 1489 bekannt geworden.[1]) Nach Hrn v. d. Lasa besitzt die Bibliothek zu Grenobel ein zweites bis auf die letzten fünf Blätter vollständiges Exemplar des alten Lübecker Druckes.[2]) Herausgegeben wurde der Lübecker Druck von W. Schlüter in den Verhandlungen der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat" als Band XI 1883. Der von dem Herausgeber im Vorwort seiner Textausgabe versprochene zweite Band, der alles nähere über den Dichter bringen sollte, ist niemals erschienen. Es folgte nur ein von demselben Herausgeber zusammengestelltes „Glossar zu Meister Stephans Schachbuch". Als einzige Arbeit über Stephan erschien dann ein Vortrag, den Paul Zimmermann, der Herausgeber des Beringschen Schachbuches gehalten hatte, im Nd. Krspdzbl. IX. An kleineren Hinweisen auf unseren Dichter seien noch erwähnt: G. Roethe, Allgem. Dtsche. Biographie 36, 81—82 und die betreffenden Abschnitte in der „Gesch. der mnd. Literatur" von Jellinghaus (Pauls Grundriß II, 4) und in Wolfgang Stammlers „Geschichte der Niederdeutschen Literatur" S. 46 ff. Zur Textkritik lieferten die Jahrbücher des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung und das Nd. Krspdzbl. mehrfach Veröffentlichungen.[3]) Außerdem sei noch hingewiesen auf Graffunders Einleitung zur Textausgabe von Stephans „Cato" im Jb. d. V. f. nd. Sprchfrschg. XXIII, 1 ff und XXV, 1 ff. Damit sind die wichtigsten Untersuchungen über Stephans Schachbuch aufgezählt worden. Ueber die Literatur der gesamten Gattung der Schachbücher des Mittelalters orientiert am besten F. Vetter in seiner Einleitung zur Textausgabe des Schachbuches Kunrats von Ammenhausen.

Anm. 1. Textausg. Kunrats von Ammenhausen Einleitung XLIV, Anm. a.

Anm. 2. dasselbe Einleitung S. XLV.

Anm. 3. J. b. 14; 23; 25; 30; 31; 42. Nd. Krspdzbl. IX; XIII.

Digitized by Google

Kapitel 1.

Welche Version des Ceſſolis hat Stephan als Vorlage gehabt?

Stephans Quelle iſt in erſter Linie das Buch des Lombarden Jacobus des Ceſſolis „liber de moribus hominum ac officiis nobilium super ludo scaccorum“. Dieſes Buch fand im Mittelalter ungeheuren Anklang. Ungefähr 80 lateiniſche Handſchriften ſind uns davon bekannt geworden.[1]) Dieſe Handſchriften weichen in manchen Stellen beträchtlich voneinander ab, ſo müſſen wir in unſerer Unterſuchung zunächſt einmal die Frage aufwerfen: „Welche Verſion des Ceſſoliſchen Buches lag unſerem Dichter vor?“ Eine reſtlos befriedigende Antwort werden wir nicht geben können, da es eine Unmöglichkeit iſt, ſämtliche Hss zum Vergleich heranzuziehen. Die meiſten der Hss. liegen in auswärtigen Bibliotheken. Ich benutzte die mit K. bezeichnete Hs. der Bibliothek zu Wolfenbüttel,[2]) ferner die von Vetter unter dem Siegel H. herausgegebene Hs.[3]) mit den Vergleichungen der Drucke E. und E. 1 und die von Köpke unter dem Siegel C. herausgegebene Hs. mit den Vergleichungen von A.[4]) Wie die Unterſuchung ergeben wird, werden wir mit dieſen Hss. auskommen.

Ein erſtes Kriterium zur Beſtimmung der Verſion, die unſerem Dichter vorgelegen haben kann, liefern die vielen Eigennamen, die in den Erzählungen vorkommen. Die lateiniſchen Hss. weiſen in den Ueberlieferungen dieſer Namen große Verſchiedenheiten und Verderbniſſe auf. Das deutet bereits Schlüter in ſeiner Einleitung zum Gloſſar S. V. an. Jedoch ſcheint er, wie die alphabetiſche Zuſammenſtellung der Eigennamen S. 121—123 ergibt, nur die von Köpke unter dem Siegel C. herausgegebene Hs. benutzt zu haben.

Anm. 1. Vgl. v. d. Linde: „Geſch. des Schachſpiels“ I, Beilage S. 19 ff. genaue Bibliographie des Werkes von Ceſſolis.

Anm. 2. Sammelhs. Papier Sign. 42, 3, Aug. enthält auf S. 264 ff. — 289 den Text des Ceſſolis. Die Hs. iſt von zwei Händen geſchrieben.

Anm. 3. In ſeiner Ausgabe des Schachbuches Kunrats von Ammenhauſen.

Anm. 4. Jacobus der Ceſſolis „liber de moribus . . . . . etc. hrsg. von Ernſt Köpke, Brandenburg 1879, Programm No. 59.

Digitized by Google

Gegen diese Version des Cessolis als Vorlage sprechen aber manche gewichtige Tatsachen die im folgenden aufgeführt werden sollen. Zunächst soll eine vergleichende Tabelle uns einigermaßen einen Anhaltspunkt bieten, welcher Version des Cessolis sich die bei Stephan überlieferten Namensformen am meisten nähern. Offen muß die Frage bleiben, welche Entstellungen der Eigennamen auf das Schuldkonto der lateinischen Vorlage, welche auf dasjenige Stephans und welche endlich auf das Konto des Druckers kommen. Liegen doch zwischen der Abfassungszeit des Gedichtes (± 1365) und dem Erscheinen des Lübecker Druckes (1489) rund 125 Jahre. Außerdem sind wir lediglich auf den Lübecker Druck angewiesen, da uns eine Hs. des Schachbuches nicht erhalten ist, wir sie also auch nicht zur Textkritik mit heranziehen können. Die folgende Tabelle weist aus, daß sich die bei Stephan überlieferten Namensformen keineswegs an die in C. überlieferten anschließen.

Stephan	Cessolis K.	Druck E. l	Cessolis C.	Cessolis H.
131 Excerses	Xerses	—	Hyerses	Xerses
811 anne	Ana	—	Alia	Amna Anima?
1020 Rosamunda	Rosimunda	—	Romilda	Rosimunda
1344 comades	comandes	—	Carnerdes	Carnaides
1448 malechita	malechita	malechita	Malceta	Malca
1957 camillus	cauillo (dux)	Camillus	Aemulo duce	Canulus
3334 spurma	spurna	spurma	—	spuria

Deutlich kann man erkennen, daß sich die Entstellungen der Eigennamen, die Stephan bietet, denen in der Version K. des Cessolis nahekommen und von denen in C. stark abweichen. Daneben weist Stephan Namensformen auf, die keiner der genannten Versionen entsprechen.

Stephan	Cessolis K.	Cessolis C.	Cessolis H.
97 elynot 177 olynot 216 helynot	Evilmoradach	Evilmerodag	Evilmoradach
517 Parcius	Perillus	Perillus	Perillus
837 Constantinus	Collatinus	Collatinus	Collatinus
842 festus	Sextus	Sextus	Sextus
1952 Ghermaldus	Grimoaldus	Grimoaldus	Gromabonus
1255 Calericus	Salengus	Calengrus	Salengus
1816 Sysa	Silla	Silla	Silla

Diese Tabelle veranschaulicht, wie sehr die Namensentstellungen bei Stephan von denen in den Versionen des Cessolis abweichen, sodaß wir schließen können: Stephan hat keine dieser verglichenen Versionen als Vorlage gehabt, sondern er hat sich einer Version X 1 als Quelle bedient. Wie stellt sich nun die Vorlage X 1 zu den anderen Hss. des Cessolis? Aus der Tabelle 1 war ersichtlich, daß sich manche ihrer Namensentstellungen der Version K. näherten. Namens-

Digitized by Google

entstellungen, die durch Stephan selbst veranlaßt sind, werden an anderer Stelle besprochen werden. Die übrigen Abweichungen in den Formen der Eigennamen sind zur Lösung unserer Frage von geringer Bedeutung.

Ein sichereres Kriterium für die Verwandschaft der Stephanschen Vorlage mit einigen der Versionen, die wir zum Vergleich herangezogen haben, gewinnen wir aus dem Vorhandensein einiger Erzählungen bei Stephan, sowie in bestimmten Cessolis Hss. So ist das *„exempel van twen truwen ridderen joab unde abisai"* (St. V. 1551—1572) nur in Cessolis K. und A., sowie im Druck E. 1 überliefert.[1]) Ferner findet sich das Beispiel von *„ridder ioab"* (St. 1837 ff.) nur in K., A. und Druck E. 1. Drittens ist die Erzählung von einem ungetreuen Kaufmann[2]) nur in Cessolis K., A. und Druck E. 1 (bei Beringen, Kunrat von Ammenhausen sowie in Cessolis C., H, E. fehlt die Geschichte). Eine Parallele zu den Stephanschen Versen 2415—2434 bietet nur der Druck E. 1. Es besteht also offenbar zwischen der Vorlage Stephans, den Versionen K. und A., sowie der Vorlage des Druckes E. 1 eine Verwandschaft.

Halten wir hierzu einige Uebersetzungen Stephans, die nur in einer dieser Versionen ihre Entsprechungen haben, so wird das verwandschaftliche Verhältnis dieser Vorlagen untereinander noch deutlicher. Gleichzeitig tritt hervor, daß die Version K. sich der Vorlage Stephans am meistens nähert. In dem Beispiel von *„Sysa"* und *„cistulus"* (V. 1885 ff.) hat St. den Satz der Version K.: „apud Campaniam LXX milia tandem patente sibi urbe in armis tria milia (mit geringer Aenderung ist dieser Satz auch in Cessolis C.)" in den Versen 1824—26 wiedergegeben. A. bietet diesen Satz nicht. In den Zahlenangaben K. — LXX, Stephan — *„tachtentichdusent"* (1825) weicht unser Dichter ab. In dem Beispiel von *„keyser iulius duldicheyt"* läßt St. den Kaiser sagen: 2275 ff.

„Wer is dat beter dat beghinne
In my de eddelcheyt myt sinne
Unde neme myt dy en ende

Dabei schließt er sich der Lesung von K. und E. 1 an: aut quod in te desinat. Die andern Hss. bieten das „in te" nicht. Ferner übersetzt der Dichter in dem Beispiel von der Freundesprobe (3063 ff) mit V. 3083 *„Unde dode eyn myner besten swyn"* das lateinische „porcus", das K., E. 1 und Köpke haben, während H. „hircus" schreibt. Nur K. und Stephan weisen den Spruch St. 2689 ff. dem Socrates zu,

---

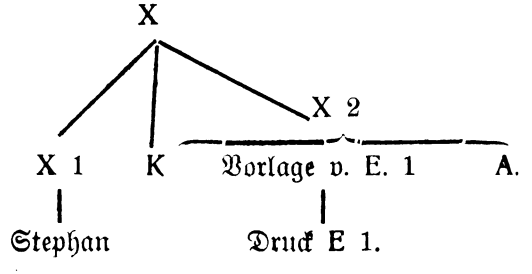
Anm. 1. Vgl. über Gruppenbildungen innerhalb der Cessolis Hss. Zimmermann „Beringen" Text Anmerkungen S. 409.

Anm. 2. Stephan 3595 ff.

Digitized by Google

während A., C., H., Beringen, Ammenhausen keinen Gewährsmann nennen und Hecht 275,3 Seneca angibt. In Vers 4466: „*De untruwe schal butene stan*“ übersetzt der Dichter nach K: Perfidus excludi timeat vel carcere trudi, H. dagegen bietet: invidus (E, E 1 inlidus). Der Nebensatz: „ut ad iudicem properaret“ den K. bietet, ist bei Stephan übersetzt 4343 „*To deme richter lopet drade*“. In H. fehlt dieser Satz. Das Cessolische „balneantur“, das K., C, A. und E. 1 bieten, hat Stephan in Vers 1393 mit „*sik reyne dwan*“ wiedergegeben.

Auch die Vorlage des Druckes E. 1 steht unserer Version X. 1 sehr nahe, wie ja die zitierten Uebersetzungen Stephans Vers 2277, 3083, 4466 u. a. m. erkennen lassen. Von „*Anthiganus*“ weiß E. 1 zu berichten: „cum audisset quosdam male estimare et obloqui de eo“, Stephan sagt 2286: „*Dar he sprekende vor nam / Lude van em bose rede.*“ K. und H. bieten das „male estimare et obloqui“ nicht. In den Zahlenangaben, die in verschiedenen Geschichten vorkommen, hält Stephan sich meistens an diejenigen des Druckes E. 1. So. z. B. Vers 1821, in dem Stephan wie auch der Druck E. 1 „*teyndusend*“ — X milia angibt, während K. und A. „X et VII milia“ bieten. Es läßt sich aus diesen Beispielen abnehmen, daß sich die Vorlage X 1 unseres Dichters eng an die Version K. und die Vorlage des Druckes E. 1 anlehnt. In manchen Stellen ist auch eine Uebereinstimmung mit A. und C. festzustellen, enger aber ist die Uebereinstimmung von X. 1 und K. Dabei weist X. 1 Stellen auf, die von K. abweichend, eine Version X voraussetzen, aus der neben K. indirekt über X 2 auch A. und die Vorlage des Druckes E. 1 geschöpft zu haben scheinen. Graphisch dargestellt würde sich demnach folgendes Schema ergeben:



Es genügt uns, daß die nahe Verwandschaft von X. 1 und K. letztere Hs. als die geeignetste erscheinen läßt, um sie für die folgende Quellenanalyse zugrunde zu legen.[1])

Anm. 1. Vgl. Roethe, Allgemeine deutsche Biographie, 36, 81—83.

Digitized by Google

Kapitel 2.

Stephan und Cessolis.

Wenn Meister Stephans Schachbuch auch nur eine Bearbeitung des Cessolischen „liber de moribus hominum ....“ darstellt, so bietet diese Bearbeitung doch noch viel Eigenes und Persönliches, das, als solches einmal erkannt, ein scharf umrissenes Bild des Mannes Stephan und seiner künstlerischen Leistung entstehen läßt. Dieses Bild können wir erst gewinnen, wenn wir das Verhältnis, in dem Stephan seiner Quelle gegenübersteht, in allen Einzelheiten festgelegt haben.

Die Stellung Stephans zu seiner Quelle charakterisiert sofort die Tatsache, daß er weder Cessolis noch den Titel seines Buches erwähnt. Nur einmal nimmt er in ziemlich allgemeiner Weise Bezug auf seine Quelle 3164 ff. .... „*also ik byn / berichtet in der Scrift / De mennige gude lere gift.*“ Vers 1192 heißt es: „*Also de olde kronica secht*“, wo Cessolis als Beleg für das von ihm über die römischen Richter Angeführte nur einfach sagt: **legimus multos ....**“ Man wird diese Bezeichnungen Stephans „*olde kronica*“ wohl kaum auf das Cessolische Buch beziehen können. Wir erfahren also von Stephan fast nichts über seine Quelle. Das ist ein charakteristischer Zug unseres Dichters, den dieser den andern Bearbeitern des Cessolis gegenüber allein aufweist. Er bestimmt von vornherein das Verhältnis zwischen Quelle und Bearbeitung. Die Quelle ist ihm unwichtig, seine Bearbeitung ist ihm das Wichtigere. Die Quelle soll nicht seine Arbeit beherrschen, sondern seine Arbeit sie; denn „er hat es sich zur Aufgabe gemacht und seinen Sinn dazu „gereinigt“, daß er in deutscher Sprache ein Buch schreiben will, in dem die Herren klug werden können, wie sie mit Spiel, Ungemach und Sorgen vertreiben können. (14 ff.) Also der Dichter will durchaus selbst in den Vordergrund treten mit seiner Arbeit. So interessieren ihn auch nicht die biographischen Notizen, die Cessolis am Anfang seines Werkes gibt, er läßt sie aus. Ebenso schenkt er sich die bei Cessolis vorangestellte Inhaltsangabe und setzt erst nach einer selbständigen Einleitung (1 bis 34) in Vers 35 mit der Uebersetzung seiner Quelle ein. An der Anordnung und Einteilung des Stoffes rührt Stephan, — wenn man von geringfügigen Umstellungen absieht — nicht. Die Zusätze, die er sich der Quelle gegenüber erlaubt, sind in einem anderen Zusammenhang zu besprechen. Mit Cessolis hat unser Dichter die Einteilung des ganzen Werkes in vier große Hauptabschnitte gemeinsam. Cessolis nennt sie „tractatus“, Stephan „*boek*“. Nur besteht insofern ein Unterschied, als Stephan den kurzen ersten tractat des Cessolis, der nur 3 Kapitel umfaßt, um die beiden

Digitized by Google

ersten Kapitel des zweiten tractates erweitert. So enthält sein erstes *„boek"* die 3 Erklärungen: „Unter welchem Könige das Spiel erfunden worden ist, wer es erfunden hat, warum es erfunden wurde", und die beiden edelsten Schachfiguren König und Königin. Das zweite *„boek"* behandelt „capitulum tertium, quartum, quintum" des zweiten tractates des Cessolis, also die übrigen edelen Schachfiguren *„olde"* (alphil.), Ritter und das Roch. Durch diese Aenderung der Einteilung gegenüber Cessolis erzielt Stephan nur eine etwas gleichmäßigere Stoffverteilung in den 4 Büchern. Innere Gründe hat er kaum dafür gehabt. Das dritte Buch behandelt, übereinstimmend mit Cessolis, die *„vinnen"* (populares) ihr Aussehen und ihre Handlungen. Das vierte Buch endlich handelt von dem ganzen Brett, den einzelnen Zügen und den Feldern. Mit einigen Bemerkungen von biographischen Wert (5861 ff) und mit einer Anrufung Gottes schließt die Arbeit Stephans.

Die bei Cessolis genannten Gewährsmänner für die angeführten Erzählungen gibt Stephan meistens an (z. B. 123; 141; 309; 319; 505;) Häufig läßt Stephan willkürlich auch die Nennung der Namen seiner Gewährsmänner aus. Z. B. 1251; 1344; 2125 für Cessolis: „Refert Valerius", 2207 für: „Josephus recitat". In solchen Fällen leitet er die Geschichten etwa mit folgenden Wendungen ein: *„Uan aldusdaner bere / Wil ik iw segghen ene mere"* 4200, oder 4266 *„En ander wil ik iw reden"*, 4484 *„Dar van wil ik ene mere / Segghen"* . . . . , oder auch 3935 *„Wy lesen dat . . . ."* Auffallender Weise ist er zu Anfang seines Buches genauer in der Angabe seiner Gewährsleute. Zum Schluß hin läßt er weit häufiger diese Namen aus, um dann seine Person mehr in den Vordergrund treten zu lassen. 2309 ff. macht er den Gewährsmann seiner Geschichte zu deren Helden. Deutlich wird es also, daß es Stephan nicht auf Genauigkeit in seinen Quellenangaben ankommt. Er hat nicht das Bestreben, durch die Erwähnung vieler Namen als besonders gelehrt zu gelten, ein Bestreben, das manchen Dichter des späteren Mittelalters, sogar bis zur Quellenfiktion führt. Sein Buch soll den Eindruck einer möglichst selbständigen Arbeit machen. Dieser Zug zur Selbständigkeit tritt uns in seinem Werke immer wieder entgegen. Besonders deutlich wird er, wenn wir Stephan bei seiner Arbeit, dem Uebersetzen seiner Quelle beobachten.

Einige Beispiele mögen zunächst belegen, wie Stephan sich zum Wortlaut seiner Quelle in seinen Uebersetzungen verhält.

Cess. K.: dicit Seneca ad Lucillum ocium sine litteris m o r s est St.: 309 *„Seneca secht in syner lere / Ledich gank is en un e r e"* ferner Cess. K.: Hic enim

Digitized by Google

rex inter alia mala unum habebat pessimum, quod correptores suos occidebat. (correctores suos occidebat K) St. 107 „*De konyng hadde enen quaden sede | Dat he helt nynen vrede / Myt den yenen de em dat beste / Reden.*“ K. Legimus enim De metrum philosophum sibi oculus eruisse ne videret bene esse malis / et iniustis. St. 149: „*Ok was en ander philosophus | De was ghenant demotritus / Do he de valschen sach regneren | Unde ghehoghet by den heren / Unde den guden sach vorswinden | Do leet he sik de oghen blinden | Dar umme dat em worde wilde / To seende mannigher hande unbilde.*“

Dieſe wenigen Beiſpiele genügen ſchon, um zu zeigen, daß es Stephan nicht um wortgetreue Wiedergabe ſeiner Quelle zu tun iſt. Das letzte Beiſpiel zeigt auch, wie unſer Dichter einen bei Ceſſolis knapp angedeuteten Gedanken weiter ausſpinnt. So verſteht es ſich von ſelbſt, daß dieſe Unbekümmertheit um den Wortlaut der Quelle, dieſes freie Entwickeln Ceſſoliſcher Gedankengänge ſich bis zur völligen Löſung vom Wort = und gedanklichem Vorbilde ſteigern kann. Man vergleiche z. B. Ceſſ.: Quintilianus dicit, quod ad omne votum fluente fortuna lascivit ocium . . . ex tali enim ocio causatur amaritudo animi iocunditas spiritualis extinguitur et quasi in desperationis precipitio mens eciam in se ipsa revertitur.“ St. 319 „*Quintilianus spreket also | Uan deme ghe lucke wert mennich vro | Dat he kumpt in den ledich gank | Unde kricht der sunden umbevank / Unde wert van dogheden also krank / Dat he kumpt in des duuels dwank.*“ Was alles aus dem Müßiggang entſtehen kann, iſt bei Stephan ganz anders wiedergegeben als bei Ceſſolis, ſodaß man bei ihm ſchon nicht mehr von einem Ueberſetzen ſeiner Quelle, ſondern einem freien Bearbeiten reden muß. Doch entgeht Stephan nicht ganz den Gefahren, die einem ſolchen freien Wiedergeben des Textes ſeiner Vorlage entgegenſtehen. Vor allem iſt es die Gefahr der Sinnentſtellung und Zerſtörung des logiſchen Zuſammenhanges einer Erzählung, der Stephan hier und da erlegen iſt. In der Erzählung von *nabogodonosor* (111 ff.) und ſeinem Traum läßt Stephan den Satz des Ceſſolis: „et evigilans non recordaretur sompnii“ unüberſetzt. So fehlt der Geſchichte ein Hauptmotiv. Bei unſerem Dichter ſteht die ganze Geſchichte ohne rechten Zuſammenhang da. Die Unbekümmertheit im Ueberſetzen läßt ſich hier ſtark als ein Zug von Oberflächlichkeit an und wird nicht gemildert durch den Nachweis von eigenem Können in der Wiedergabe der Quelle. Ebenfalls ſtört die Nichtbeachtung eines Ceſſoliſchen Satzes den

Digitized by Google

inneren Zusammenhang in der Erzählung von dem „Eide des Alexander“ (465 ff.). Nach Stephan schwört Alexander, daß er die Bitte des Aximinis um Frieden nicht erhören will (488). Aximinis bittet aber nicht um Frieden, sondern um Zerstörung der Stadt. Alexander erhört diese Bitte nicht, dadurch ist er aber auch nicht eidbrüchig geworden, denn er wollte nach Stephan nur die Bitte um Frieden nicht erhören Die Verse 497 bis 500 bleiben ohne logische Begründung. Die Unstimmigkeit erklärt sich daraus, das St. den Eid des Alexander, den Cessolis in folgender Form angibt: „**Juro per deum, quod nichil horum que petieris faciam**“ unübersetzt läßt. Dann fügt er 487/88 hinzu: „*dyne bede / Nicht en hore na yeneghen vrede*“. Also auch hier stört das Unübersetztlassen eines wichtigen Satzes den logischen Zusammenhang in der Erzählung.

Manche Aenderungen die St. sich in seinen Uebersetzungen erlaubt, kann man als bewußte Aenderungen ansprechen und braucht sie nicht als Mißverständnis der lateinischen Quelle bezeichnen, wie Zimmermann (Nd. Krspdzbl. IX, 28 ff) es tut. So wenn er aus „**Beneventani**“ einen Personennamen „*Beneventura*“ macht (1154). St. ändert hier die ganze Erzählung grundlegend um. Marcus wird zu einem Richter über das ganze Land (1151/52) bei Cessolis ist er ein „**civis egregius**“. Dann läßt St. die Erwähnung „**obsideret Beneventanos**“ und „**ut ab obsidione discedas**“, später noch „**eum non acie exercitus vinci**“ aus. Er streicht damit alle die Angaben, die sich auf Kriegsführung beziehen. Es soll von einem Richter die Rede sein und dessen Unbestechlichkeit bewiesen werden. So erscheint St das Beispiel in der Form, in der es Cessolis überliefert nicht passend. Er kann nur die Motive gebrauchen, daß man den Marcus aus hölzernen Schüsseln essen sieht, ihm Geld anbietet, um ihn sich günstig zu stimmen. So ist er gezwungen einen Gegenspieler einzuführen, der diese Funktionen übernimmt. Er will diese Person benennen, seine Quelle überliefert den Eigennamen „Beneventani“, bedenkenlos macht St. einen Mannesnamen „*Beneventura*“ daraus. Dadurch hat er die Erzählung Cessolis gegenüber so grundlegend geändert, daß sie sich besser dem Sinneszusammenhang einfügt und als Beispiel mehr hergibt. Auf diese Weise ist er zu der Aenderung gekommen, nicht etwa aus Mißverständnis. Man wird doch nicht annehmen wollen, daß er die von „**Beneventanos**“ abhängigen Pluralformen wie: „**audissent, invenissent, dixeruntque ei**“ nicht verstanden hat.

Ein Mißverständnis im eigentlichen Sinne liegt auch wohl nicht, wie Zimmermann glauben machen möchte, in der Stelle 1785 vor, wo Stephan den Namen einer Völkerschaft zu einem Personennamen macht. „**Poliponenses**“ wird bei

Digitized by Google

Stephan zu „*polipon*“. Hier ist der Völkerschaftsname keineswegs durch die Cessolis Hss. gesichert. Man vergleiche: H „contra Polniensem“, C contra poliponeum, K A E' haben allerdings „poliponenses“. Möglich wäre also immerhin eine Textverderbnis in der Ueberlieferung der Vorlage X 1 unseres Dichters.

Bewußte Aenderung liegt auch vor, wenn Stephan den Gewährsmann einer Geschichte zu deren Helden macht. (969 ff.) Cessolis: „Dicit enim Elimandus“. Stephan macht „*Helymand*“ zu einem Fürsten und läßt ihn den König von Franken einen Brief senden, was bei Cessolis der „rex Romanorum“ tut. Hier ist es ein Zug von Unbekümmertheit, der unseren Dichter zu solch einer kleinen Aenderung verleitet. Aehnlich ist es in dem Beispiel V. 2309 ff. Auch hier macht Stephan den Gewährsmann der Geschichte „*Valerius*“, zu ihrem Helden und läßt diesen Afrika erobern.

Stephan scheint die Stelle des Cessolis „in Foro Julii“, die er (1017) mit „*in keyser julius lande*“ übersetzt, nicht verstanden zu haben Ein Fehler, der sich aus mangelhafter geographischer Kenntnis der Lokalitäten, an denen sich die Geschichte abspielt, erklärt. Gemeint ist nach Vetter Anm. 88 Friaul. Ob auch die Uebersetzung 1027 „*To coarius vor dem castele*“ für K.: „obsideret castrum Cinuratensem“ auf das Schuldkonto Stephans kommt, läßt sich schwer entscheiden, da die Cessolis Hss. in der Ueberlieferung dieses Namens stark auseinandergehen, so daß die Möglichkeit besteht, daß X 1 den Namen „coarius“ unseren Dichter überliefert hat. Man vergleiche: H „castrum civitatis“, C „civitatem se et“, Kpk.: „Suscipor in „se et“ nomen civitatis Foroiuliensis latere.“

Eine eigenartige Uebersetzung und Aenderung Stephans verdient Erwähnung, die sich nicht als Mißverständnis des lateinischen Textes seiner Quelle deuten läßt. In der Geschichte von „*Parcius und Phylaridis*“ (513 ff.), läßt Stephan den „*mester van der ertze*“ einen aus Erz gegossenen Mann anfertigen, während alle Cessolis Hss. überliefern: „fecit thaurum magnum ereum.“ Die zahlreichen von Vetter Anm. 63 angegebenen Paralellerzählungen wissen ebenfalls nur die Sage von dem „ehernem Stier“ zu berichten. Die Aenderung Stephans ist schwer deutbar, einen Grund dafür vermag ich nicht anzugeben. Auf lokale Verhältnisse werden einige Textänderungen zurückzuführen sein. Stephan, der Sohn einer Hansestadt kann unmöglich wiedergeben, was Cessolis über den Kaufmann sagt: „verbum enim satis simplex in rege vel principe firmius sit, quam iuramentun in mercatore.“ Stephan sagt dafür: 509

„En wort uth enes vorsten munde
Schal drapliker to ener stunde
Wesen. den en loghenere
Vor luden spreke dusent mere.“

Digitized by Google

Eine geschickte Aenderung des Dichters, mit der er nirgends Anstoß erregen konnte. Aus demselben Grunde ändert Stephan die nach Cessolis bearbeitete Stelle 3693 ff. um. Cessolis sagt: „Sed e contra multi sunt mercatores nomine quidam qui in servandis depositis videntur fideles esse, sed eum opportunitas causa aderit deposita sibi commissa negare non erubescunt". Dieses „mercatores nomine quidem" erregt bei Stephan Widerspruch. Auf diesem einen Stand will er den Vorwurf, den Cessolis ihm macht, nicht sitzen lassen. Er wendet den Gedanken in einem allgemein Vorwurf und sagt: 3693

„Hir wedder vunde men menghen man
De der truwe luttel kan . . . . . ."

Für manche Aenderungen lassen sich keine besonderen Gründe nachweisen. Der Dichter verlegt z. B. den Schauplatz der Geschichte, die von *„Malechita"* erzählt wird (1445 ff.) nach Troja, dabei den trojanischen Krieg andeutend (1445/46). Cessolis weiß davon nichts zu berichten, außerdem paßt diese Erwähnung durchaus nicht zu dieser mit legendenhaften Zügen (1485 ff.) ausgestatteten Erzählung. Man könnte bei dieser Aenderung daran denken, daß Stephans Vorlage X I sie geboten hat und unser Dichter sie unkritisch mit übersetzt. Stephan gibt auch die Quelle für diese Geschichte anders als die verglichenen Cessolis Hss. an: 1443

„Ok so vinde wy be schreuen
In enem boke der riddere leuen."

Während Cessolis als Quelle eine: **„Romana historia"** angibt.[1]) Ein bestimmter Grund für diese durchaus ungeschickte Aenderung läßt sich nicht angeben.

Auslassungen und Kürzungen. Nach Zimmermanns Zählung sind es über 70 Erzählungen und etwa 40 Sprüche, die Stephan ausgelassen hat. Diese Angaben stimmen, doch muß man berücksichtigen, daß schließlich nicht alle ausgelassenen Erzählungen oder Sprüche in Stephans Vorlage X 1 gestanden zu haben brauchen. Jedenfalls steht die Tatsache fest, daß unser Dichter den Stoff, den ihm seine Vorlage bot, am meisten beschnitten hat. Die Auslassungen erstrecken sich über das ganze Werk hin. Im zweiten Buch treten sie am zahlreichsten auf. Sehr starke Kürzungen des verbindenden Textes sind im vierten Buch vorhanden. Die Rekapitulation von der Erfindung des Schachspieles, von Cessolis am Schluß wiederholt, ist ganz übergangen. Die Gänge der einzelnen Figuren sind nur in den für das Schachspiel als solches wichtigen und in ihren allegorischen Grundgedanken wiedergegeben. Eine Tendenz zur Stoffaufschwellung, wie sie bei Kunrat von Ammenhusen deutlich

---

Anm. 1. Vgl. Vetter a. a. O. Anm. 175. Geschichte nach Orosius.

Digitized by Google

in Erscheinung tritt, können wir bei Stephan nicht feststellen. Es sind wohl überlegte Gründe, die den Dichter zu diesem Vorgehen veranlaßt haben. Er kürzt bewußt manche Erzählungen. Das beweisen Verse wie:

„2791 Desse mere wil ik nicht lenghen“
„3235 Ik will korten myne mere“
„3659 Hir mede korte ik myne mere.“

Auch den Grund für dieses Kürzen gibt der Dichter uns an:

„5871 Ok maken dicke de langhen mere
Dar by unnutte in boser bere
Alle den iennen de se horen
Gar vor drotsam, unde vor storen
Dicke vil menghen scharpen syn
Unde bringhen vordrotenheyt dar in.“

Der Erzähler darf also auf den Leser oder Hörer nicht ermüdend wirken, er muß anregend bleiben, damit man seinen moralischen Ausführungen interessiert folgen kann. So stellt Stephan seine „Aesthetik“ in den Dienst einer beabsichtigten Erziehungswirksamkeit. Dieselben Gründe, die er für die Kürzung von Erzählungen anzuführen weiß, gelten auch für die Auslassungen. Er meidet eine Häufung von Beispielen, die inhaltlich und diktatisch ein und denselben Grundgedanken enthalten. Von der „clementia regis“ *(sachtmodicheyt des koninghes)* z. B. gibt Stephan nach Cessolis eine Erzählung in der Geschichte von „*Phistarcus*“ (420 ff.) In der Quelle folgen drei weitere Beispiele für die „clementia“ mancher Persönlichkeiten. Stephan läßt diese aus. Der Dichter wählt sich aus der Fülle der bei Cessolis gebotenen Beispiele das Beste und Anschaulichste heraus. Gelegentlich aber veranlaßt auch einen Mangel an Interesse für den bei Cessolis behandelten Gegenstand den Dichter zu einer Auslassung. Einen längeren Exkurs des Cessolis über das Erb- und Wahlkönigtum erregt Stephans Anteilnahme nicht, er läßt ihn fort. In dem Hörer- oder Lesekreis, auf dem Stephan rechnete, würden diese Ausführungen ebenfalls kaum Interesse hervorgerufen haben. Ebenso wenig erwähnt Stephan die Klagen, die Cessolis über lombardische Verhältnisse einfügt. So läßt er sich bei Auslassungen von persönlichen oder lokalen Verhältnissen beeinflussen.

Als Schlußabschnitt über den dritten Bauern bietet Cessolis einen Exkurs über die Wahrhaftigkeit mit einem Beispiel dazu.) Bei Stephan fehlt beides. Hierfür ist ein Grund schwer einzusehen. Hätte der Dichter doch gerade hier Gelegenheit gehabt, seine moralisch-diktatischen Tendenzen wieder zur Geltung zu bringen. Wenn Stephan, was für

---

Anm. 1. Vgl. Vetter Cessolis H. S. 501/504.

Digitized by Google

einen „scholasticus“ eigentlich merkwürdig ist, auf eine nähere Ausführung des Begriffes der „sieben Künste“ sowie Cessolis sie bietet, verzichtet, so tritt darin wieder sein Prinzip der Kürzung um störende Breiten zu vermeiden, in Erscheinung.[1]) An einer anderen Stelle gibt er allerdings das Cessolische: „liberalibus disciplinis“ durch den Begriff: „*souen kunste*“ wieder (V. 980). Dieser Begriff war ihm also geläufig. Vielleicht verzichtet er auf eine ausführliche Erwähnung der Eigenschaften und Pflichten des Wundarztes aus demselben Grunde (vgl. Stephan 3829 ff. und 3025/26). Es ist verständlich, daß Stephan eine Erzählung fortläßt, die sich nicht in den Zusammenhang fügen will. Von Demosthenes wird bei Cessolis ein Beispiel berichtet, das die Bestechlichkeit dieses Mannes belegen soll. Die vorhergehende Geschichte von „*Markus*“ (V. 1149 ff.) schildert das Gegenteil. Man erwartet also einen Beleg für die Unbestechlichkeit in dem Beispiel von „Demosthenes“. Da Cessolis den nicht bringt, sondern auf etwas inhaltlich Neues eingeht, folgt Stephan ihm hier nicht. Auch Kunrat von Ammenhausen muß das Demosthenes Beispiel als unorganisch angesehen haben, er bringt es erst viel später an einer anderen Stelle. (K. v. A. 5672/98).

Umstellungen des Stoffes erlaubt sich unser Dichter nur ganz wenige. Auch in diesen läßt sich das Bestreben Stephans nach möglichster Klarheit der Darstellung erkennen. In den Versen 127/140 war die Rede von dem Erfinder des Schachspiels. Dann folgen drei „*Exempel*“ (141/174) und schließlich nach den Beispielen der Grund und der Anlaß zur Erfindung und Bekanntgabe des Spiels, Cessolis nimmt zuerst einen Teil der Schilderung von der „causa inventionis“, dann folgen die drei Beispiele und schließlich der zweite Teil der „causa inventionis“. Stephan erzählt von dem Erfinder des Spiels und erhält so diese Geschichte als abgeschlossenes Ganzes. Er kleidet also nicht die drei Beispiele in die Schilderung von der Erfindung des Spieles ein. So bleibt die Darstellung bei ihm klarer und ungestörter. Andere Umstellungen hat er vorgenommen, um einen besseren Zusammenhang zu wahren. Von der „*othmodicheyt der olden*“ werden Beispiele erzählt (2125 ff., 2147 ff., 2183 ff.). Zwischen zweien von ihnen (2147 ff. und 2183 ff.) hat Cessolis ein Beispiel eingelegt, das die „*duldicheyt*“ des Kranken belegen soll, also garnicht in den Absatz, der über die „*othmodicheyt*“ handelt, hineinpaßt. Stephan läßt es deshalb an dieser Stelle aus und bringt es erst in dem folgenden Absatz, in dem von der „*duldicheyt*“ des „*olden*“ die Rede ist (2203

Anm. 1. Vgl. Vetter Cessolis H. S. 609/11.

Digitized by Google

ff.). Kunrat von Ammenhausen, Beringen und Hecht halten sich alle an die von Cessolis gegebene Reihenfolge der Erzählungen. 2977 ff. spricht Stephan von einer Dreiteilung der Freundschaft. 1) 2993 um der Lust (oder Wollust) willen, (belegt diese mit Erzählungen) 2) 3011 ff. um Gabe willen (ebenfalls mit Beispielen) und 3) um Ehre und Tugend willen. Diese Dreiteilung findet er nach dem Ausspruch des „Thulius" den er nicht als Ganzes bestehen läßt, sondern ihn getrennt vor den die einzelnen Arten der Freundschaft belegenden Beispielen übersetzt. Bei Cessolis dagegen findet sich der ganze Ausspruch vor sämtlichen, die verschiedenen Arten der Freundschaft belegenden Beispielen. Stephan benutzt den Spruch also jedesmal zur Einleitung in eine andere Art von Freundschaft, ohne die Quelle dafür anzugeben.

Kapitel 3.

Andere Quellen Stephans.

Die Frage, ob Stephan außer Cessolis noch andere Quellen benutzt hat, ist mit äußerster Vorsicht zu behandeln. Allgemein läßt sich sagen, daß die Stellen, die nicht in den verglichenen Cessolis Hss. belegt sind, sehr spärlich und sehr kurz sind. Für fast alle diese Stellen besteht die Möglichkeit, daß sie in Stephans Vorlage X 1 gestanden haben. K und A bieten Erzählungen, die in H und C nicht aufgenommen sind, es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die ein oder andere Stelle, die hier angegeben werden soll, sich aus Stephans Vorlage X 1 ergibt.

In den Eingangsversen beruft sich Stephan auf Paulus und Boetius, ohne aber eine direkte Uebersetzung eines Paulusswortes zu bieten. Scheinbar hat ihm der Gedanke aus dem Römerbrief 11, 36 vorgeschwebt, wenn er sagt, Vers 7/8 „*Gade . . . . | De aller Dynge en fundamēt is*". Auch Hecht beruft sich eingangs auf ein Paulusswort aus dem Römerbrief, das aber einen ganz anderen Gedanken bringt (Vgl. Hecht 1—8) Vielleicht citiert Stephan hier nach Boetius, den er auch im Cato häufiger als Gewährsmann für seine Ausführungen nennt. (Fb. 25, 9 Hs. D V 203 ff.) Andererseits sind die in den Eingangsversen gebrachten Gedanken Gott um Beistand für das glückliche Vollenden der Arbeit, die man sich vorgenommen hat, zu bitten, so traditionell (vergl. Tilo von Culm „Ged. von siben Ingesigeln 1 ff., Daniel 1 ff.), daß Stephan vielleicht nur der Tradition folgt und garnicht direkt aus Paulus oder Boetius citiert.

Digitized by Google

Nicht aus den verglichenen Cessolis Hss. ergeben sich die Verse: 1533 ff.

„Nu horet wat spreckt de ware Breff
Des ewangelies. hebbet iw leef
Under twuschen ane hat
Also ik iw suluen hebbe gehat.

Zugrunde liegt Johannes 13 Vers 34: „ut diligatis invicem sicut dilexi vos ut et vos diligatis invicem" Man mag versucht sein, diese Stelle als einen der Vulgata entnommen Zusatz anzusehen.

Mit weniger Wahrscheinlichkeit läßt sich das für die folgenden Verse annehmen. Zu der Geschichte von der Enthauptung Johannes des Täufers bringt Stephan den Zusatz:

4154 „Do horde he der junkfrowen bede
De vil luttik gudes dar by dede

Die übrigen Verse sind nach Cessolis gearbeitet (4150/57) Wahrscheinlich hat hier die Vorlage X 1 den Zusatz gehabt. nach der ihn dann auch Stephan wiedergegeben hat.

Neben diesen Ausführungen findet sich noch eine Stelle, die nicht auf Cessolis zurückgeht. Vers 2931 heißt es: „*wy lesen in der keyser boke*". Schlüter vermutet in dieser Bezeichnung den „Sachsenspiegel"[1]). An dieser Stelle bietet keine der verglichenen Versionen des Cessolis oder eine der anderen Bearbeitungen eine Parallele zu Stephans Citat. Der ganze Zusatz Stephans umfaßt die Verse 2931/36. Ein ähnlicher Gedanke begegnet uns jedoch an einer anderen Stelle, auch als Zusatz, bei Kunrat von Ammenhausen, Vers 4388 heißt es, eingefügt in den Absatz: „Der Richter Tugenden":

„an der keiser rehtbuoch ouch stat
vil starker buosse über die
unreht rihtent."

Vetter vermutet in der Bezeichnung „der keiser rehtbuoch" eines der römischen Rechtsbücher, etwa das Justinianische Corpus Juris (Vetter Einleitung Seite 10 und Anm. 3. Immerhin legt die merkwürdige Uebereinstimmung der beiden Werke nahe, daß die betreffenden Vorlagen diese Stellen enthalten haben können.

Uebrigens galt in Dorpat Rigisches Recht[2]). Wenn Stephan das gemeint oder citiert hätte, wäre die Bezeichnung „*der keyser boke*" ganz unverständlich.

Das ist alles, was sich als nicht auf die verglichenen Cessolis Hss. zurückgehend erweisen läßt. Wenn Stephan

---

Anm. 1. vgl. auch Roethe „Allgemeine Deutsche Biographie" Bd. 36, 81 ff.

Anm. 2. Axel von Gernet „Verfassungsgeschichte Bistums Dorpat" Verhandlungen der gelehrten estnischen Gesellschaft 1896.

Digitized by Google

hier andere Quellen benutzt haben sollte, was sich nicht mit unbedingter Sicherheit ergibt, so ist es nur in sehr geringfügigem Maße geschehen. Es ist von Vorteil, daß er die schon durch Cessolis gegebene ungeheure Stoff-Fülle durch eigenes Hineinarbeiten weiteren Quellenmaterials nicht noch mehr, wie das bei Kunrat von Ammenhusen der Fall ist, hat anschwellen lassen.

Kapitel 4.

Stephans Stil.

Die freie Behandlung, die Stephan dem Wortlaut und dem Stoff des Cessolis angedeihen läßt, gibt Gelegenheit, manche stilistische Eigenheiten unseres Dichters zu erkennen. Stephan hat seinen besonderen Stil, charakteristisch für ihn als Mensch und Dichter. Die nachfolgende Untersuchung soll das zusammenstellen, was dem Dichter in stilistischer Beziehung unter seinen Zeitgenossen eine bestimmte Stellung zuweist, unberücksichtigt bleiben Stilerscheinungen all gemeinerer Art.

1) Die Behandlung der lateinischen Periode durch Stephan.

Die erzählende Prosa des Cessolis wird nicht selten durch Einfügungen von Reden und Gegenreden in eine dramatisch lebhafte Handlung umgewandelt. Die Geschichte des „Papyrus" (K) möge das veranschaulichen. (Stephan Vers 697 ff.) Cessolis erzählt, daß Papyrus von seinem Vater in die Senatssitzung mitgenommen sei, eine Erwähnung, die Stephan nicht hat. Bei ihm ist „*papicius*", wie er ihn nennt, von sich aus in die Senatssitzung gegangen (v. 700). Cessolis fährt dann fort:

Dumque Papyrus domum rediisset et mater interrogasset unde veniret aut quo venisset respondit puer se interfuisse consilio senatorum cum patre

St: 708 „Papicius na kindes art
To syner moder wedder leep
In kyndes achte he to er reep
O moder unde myn to vor laet
Ik hebbe wesen dar de raet
Uan rome was to hope komen
Unde hebbe dar wunders vele vornommen
De wysen hebbe ik dar ghe hort
Ghe sproken also en wol to bort.'

Die zweimalige Erwähnung von „*kindes art*" und „*kyndes achte*" dient zur Charakterisierung. Papicius „läuft" zu seiner Mutter „zurück". Das ist viel farbiger und lebensvoller als das Cessolische „domum rediisset". Die Antwort des Knaben, die Cessolis in indirekter Rede gibt, umfaßt bei Stephan 6 Verse direkter Rede. Beachtenswert

Digitized by Google

ist das kindliche Uebertreiben, mit dem der Knabe erzählt, daß er dort „viel Merkwürdiges" vernommen habe. In dem Nächsten wendet auch Cessolis direkte Rede und Gegenrede zwischen Mutter und Sohn an. (St. V. 717 ff.) Stephan längt wiederum die Rede des Knaben. Dann folgt die Erzählung bei Stephan und Cessolis im Wesentlichen gleich. Noch einmal fügt unser Dichter eine direkte Rede ein (V. 730/33). Cessolis läßt nun „Papyrus" sagen: „actum in senatu dicit utrum sit melius ut vir unus habeat duas uxores aut quod ima pluribus nupta sit". Bei Steppan erfolgt eine lebhafte Zerlegung in Rede und Gegenrede. (V. 741 ff.) Stephan fügt also direkte Reden ein, längt sie, oder wendet indirekte Reden in direkte und zerlegt längere Aussagen in Rede und Gegenrede.[1]) Auch hierbei kommt es ihm nicht auf Worttreue oder genaueste Wiedergabe der Erzählungseinzelheiten an. Er schmiedet seine Verse, wie es ihm gefällt, immer dabei Frische und Anschaulichkeit anstrebend, Handlung entstehen lassend, ein bloßes Referieren vermeidend. Man wird nicht umhin können, ihm für diese Umformungen der lateinischen Periode eine glückliche Hand zuzusprechen. Nur ein Mann, der den Text seiner Vorlage genau beherrscht, der den Stoff in sich verarbeitet hat und ihm aus eigenem Können das Wesentliche abzugewinnen weiß, kann in dieser Weise vorgehen.

Zeigte diese Betrachtung, welche Behandlung Stephan den lateinischen Perioden des Cessolis angedeihen läßt, so soll jetzt versucht werden, nachzuweisen, mit welchen Mitteln es dem Dichter gelingt, die Prosa der Quelle in gereimte niederdeutsche Verse zu bringen. Da er sich nicht eng an den Wortlaut der Quelle bindet, sondern sich vielmehr als freier Bearbeiter fühlt, so gestattet sich Stephan auch, um Reime zu erzielen, die Anwendung mehrerer dem Stilgebrauch der Zeit entsprechender Mittel. Die Kunstmittel, die durch die Häufigkeit ihrer Anwendung ein Recht auf besondere Berücksichtigung haben, sollen herausgestellt und gleichzeitig ihre Abhängigkeit vom Stilgebrauch mancher Zeitgenossen oder ihre Originalität dargelegt werden.

2. Füllung.

Dem Vorgehen Reißmanns folgend[2]) fasse ich Stilmittel, die Stephan zur Anwendung bringt, um durch passende oder gesuchte, kurze Zusätze zur Quelle, einen Reim zu gewinnen, unter dem Begriff Füllung zusammen.

Anm. 1. Weitere Belege für diese Art der Umformung sind: 655/60, 1266 ff., 1294 ff., 1977 ff., 2001 ff., 4986 ff. u. a. m.

Anm. 2. Reißmann: Tilos von Culm „Gedicht von Siben Ingesigeln" Palaestra IC Seite 27.

Digitized by Google

a) Die Verwendung von Appositionen zu den Eigennamen liefert ein bequemes Reimmittel. Man vergleiche:

St. 831 Augustinus de godes bode Cess: Refert Augustinus in
Secht uns in den boken der stat libro de civitate dei
van gode"

ferner: 1219

Helymandus en wyssaghe Cess: Refert Heliandus
Schrift aldus sunder vraghe

Dies letzte Beispiel zeigt, wie die Apposition lediglich des Reimes wegen herangezogen ist. Hierin gehören noch z. B. 2045 „*Valerius de wyse kloke*" (Cess: Valerius), 3031 „*Seneca der doghet ene krone*" (Cess: Seneca) 4105 „*Ouidius secht en mester gud*" u. a. m. Aus den Beispielen wird deutlich, daß Stephan manchmal geschickt eine Apposition zur Reimfüllung zu verwenden weiß (831, 2045, 4105), manchmal dagegen ziemlich weit hergeholte appositionelle Zusätze macht. (1219, 3031).

b) Aehnlich steht es mit der Verwendung parenthetischer Einschübe. Auch hier liegt wohl in der Hauptsache der Grund der Reimerzielung für ihren häufigen Gebrauch vor. Diese parenthetischen Zusätze sind verschiedener Art. Sehr häufig und allgemein gebräuchlich sind Wendungen, die auf die Quelle Bezug nehmen:

1418 „Barmhertich scholen se wesen
Unde dar by starck so hebbe ik ghelesen.

Ferner vergleiche 1443 *so vinde wy beschreuen*, 4275 *Alse uns secht des bokes glose*, 1556 *Also uns secht der historien bref* u. a. m.

Anreden an den Leser stellen einen Kontakt zwischen diesem und dem Dichter dar. Auch hier versfüllend:

4980 Dar quam to hant dat souede by
Wunderliken. louet des my

(vgl. auch 1345; ähnlich 1944, 4132)

Einen ganzen Vers umfassen: 1962 *Doch horet wo ik dat bedude*, 1038 *Des sla ik iw uth den dut* (darüber benehme ich euch den Zweifel). s. a. 4365: *Also ik iw hir na wil lesen*, 5515 *Des latet iw huten wesen bericht.*

Versichernd ist eine Wendung 4331: *What ik segghe dat is war.*

Stephan geht mit der Verwendung dieses Stilmittels keine eigenen Wege. Bemerkenswert ist es nur einmal der Versfüllung wegen und zum andern verleiht es dem Stil Stephans eine diktatisch, subjektivere Färbung, die dem Grundcharakter des ganzen Werkes sehr wohl entspricht.

Digitized by Google

c) Ein anderes Mittel der Versfüllung ist Stephan das Einschalten sogenannter negativer Versicherungen. Er bringt es sehr häufig zur Anwendung und zwar in zweifacher Form. 1. bemüht der Dichter sich, die Flickwörter möglichst in Einklang mit dem Sinn der ganzen Stelle zu bringen. Z. B.: 1173 *sunder maghe*, (Zusatz gegenüber Cessol's), 1788 *sunder hat*, 2053 *sunder borgen*, 4622 *sunder gresen*. Man betrachte eine solche Wendung im Zusammenhang mit dem Text der ganzen Stelle, um zu sehen, daß es Stephan gelungen ist, dieses Stilmittel sinngemäß zu verwenden:

1787 *Dar wart in beyden siden sat*
Myt guden willen sunder hat
Wes banner ersten neghe
De scholde beholden des strides seghe.

Das *sunder hat* kann fehlen, ohne den Sinn der Stelle zu beeinträchtigen; immerhin wirkt es in diesem Zusammenhang nicht gezwungen. Es betont noch besonders die in freundschaftlicher Weise getroffene Verabredung über das Merkmal des Sieges.

2. In der Mehrzahl der Fälle wirken aber diese negativen Versicherungen im textlichen Zusammenhang recht gesucht. Sie können als reine Flickwörter gelten, um bequeme Reime abzugeben. z. B.: 235 *sunder welde*, 651 *sunder were*, 1040 *sunder nyden*, 1091 *sunder hael*, 1114 *sunder wandels val*, 1116 *sunder smytten*, 1220 *sunder vraghe*, 1459 *sunder helen*, 1492 *sunder were*, 1792 *sunder voeghe*, 2513 *sunder lack*, 2530 *sunder hat*, 5325 *sunder smerte*, 5369 *sunder we*, 755, 1717, 3629 *sunder wan*. Man betrachte einmal eine dieser Wendungen in ihrer Umgebung, um zu sehen, was gemeint ist:

Se leet to deme koninghe ryden
1040 *Unde eme vraghen sunder nyden*
Efte he se wolde to wyue nemen.

Ganz ähnlich liegen die Dinge bei „*ane*". Auch hier passen die Flickwörter zuweilen in den Zusammenhang des Textes mehr oder minder hinein. Z B.: 452 *ane plage*, 2484 *ane schande*, 3202 *ane vrunde kif*, 3650 *ane schemen*, oder verstärkt durch „*al*" 1083 *al ane kyf*. Mehr als reine Flickwörter sind anzusehen: 1076 *ane were*, 1535, 1564 *ane hat*, 2247 *ane rede*, 2636 *ane schande*, 2648 *ane quant*, 3741 *ane kyf*, 5365 *ane val*, 5522 *ane schaden*, 5615 *ane wandels val*, 166 *ane noet*, 767 *al ane list*, 1259 *al ane veyde*, 3454 *al ane claghen*, 3751 *al ane quant*, 4772 *al ane pralen*, 4880 *al ane pranghen*, 5809 *al ane schande* u. a. m. Beide Stichproben ergeben,

Digitized by Google

sowohl für Verbindungen mit „sunder", als auch mit „ane, ungefähr 20% sinngemäßer Anwendungen dieses Stilmittels, und 80% formelhaften Gebrauch als Flickwort. Das ist ein wenig günstiges Ergebnis. Da die ziemlich schematische Anwendung des Kunstmittels nur eine gewisse Starrheit des Stiles erzielt. Die auffallende Häufigkeit des Gebrauchs dieser negativen Versicherungen teilt Stephan mit dem Dichter des Deutschen Ordens Tilo von Culm, zu dessen wesentlichsten Stilmitteln sie gehört[1]). Beide Dichter stehen nun nicht allein mit der Anwendung dieses Kunstgriffes. Auch andere Deutsche Ordensdichtungen, wie der „Daniel", das „Passional", der „Hiob" weisen ihn auf. 2 Tabellen mögen das veranschaulichen.

1) gleiche Bildungen:

Stephan ane were 1076	dass.	Tilo 4788 Pass. K. 14, 78
ane hat 1535, 1564	„	Tilo 2534, 2954, 3004
sunder were 1492	„	Tilo 342 Pass. K. 1433. 66, 69 al sunder were 4 96, 49
sunder wank 2877, 4041	„	Pass. K. 261, 11, 493, 5, 673, 43 ane (allen) wank Daniel 4788, 6501, 8127
al ane kyf 1083 (vergl. ane vrunde kyf 3202) ane kyf 3794	„	an aller hande kyp Tilo 5730 Hiob 11 752
ane quant 2648	„	an allen quant Hiob 271 durch quant Tilo 4057
sunder hal 1091	„	ane haele Daniel 5440, 7355
ane wedder strit 4506	„	an allen widerstrit Hiob 4455, Tilo 630.

2) analoge Bildungen:

Stephan sunder valsche lyst 7	ähnlich	an arge list Tilo 3006, 4652
ane wedder strit 4506	„	ane widerstreben Tilo 334, 638
sunder wandels val 1114	„	Tilo an allez wandel 3516
ane wee 2558	„	an alle quel Tilo 4811

Die starke Abhängigkeit in der Anwendung dieser negativen Versicherungen durch Stephan von dem Stilgebrauch mancher Ordensdichter ist aus den Tabellen ersichtlich. Bemerkenswert ist, daß vor allem Tilo von Culm Parallelen zu den Wendungen Stephans bietet; sogar wenn sie für die Deutschen Ordensdichtungen ziemlich ungewöhnlich sind wie „*al ane kyt* 1083" und „*ane quant* 2648". Das „Passional" zeigt ebenfalls manche Parallelen zu Stephans Bildungen. Schon diese viele Uebereinstimmungen gestatten den Schluß, daß Stephan mit dem literarischen Schaffen in den Kreisen des Deutschen Ordens nicht ganz unbekannt gewesen sein kann.

d) Neben diesen negativen finden sich häufig in formelhaften Gebrauch auch positive Versicherungen, wo ein einfaches Adverbium dieselben Dienste getan hätte, wie:

Anm. 1. Vgl. Reißmann a. a. O. Seite 67.

Digitized by Google

myt der daet 1677, 2250, 5639; 5842; by myner sele 3484, by miner ere 3170; by minen waren 5398: up mynen eyt 785; 3060; 4560 u. a. m.

Jedoch erreichen sie bei weitem nicht die große Anzahl und Mannigfaltigkeit der negativen Versicherungen.

e) Im Zusammenhang mit Stephans Neigung zu solchen versichernden Wendungen steht auch seine Vorliebe für adverbielle Zusätze zur Umschreibung eines einfachen Adverbiums z. B.:

mit der vart 41, 231, 4963 für „sogleich" (dass. Tilo 270) na quaden pryse 4133, in yamerliker wyse 1304 myt claghender wise 2077; na rechten wane 3836 myt groter haste 4238; myt groter swere 4250 myt guden make 4516.

Oder in der Form: Praeposition + Substantivum z. B.: *in grimmicheyt 575 myt arghe 1182 na pryse 1676 u. ö myt sinne 1951 u. ö. myt eren 2876 u. ö. myt listen 4841 u. a. m.*

f) Ein weiteres Stilmittel, das ebenso wie die in den vorhergehenden Abschnitten behandelten als kurzer Zusatz zur Quelle zur Versfüllung dient, ist bei Stephan die substantivische Umschreibung. Sie ist eine Eigentümlichkeit des florierten Stils. Der Dichter setzt „statt eines Substantivums eine uneigentliche substantivische Komposition, Substantivum mit vorhergehenden, substantivischen Genitiv, wobei der ursprüngliche Begriff in den Genitiv tritt (Ehrismann)[1]. In dem sehr häufigen Gebrauch dieses Kunstmitttels stimmt unser Dichter wiederum mit Tilo von Culm und anderen Ordensdichtern überein. In der Anwendung lassen sich verschiedene Beobachtungen machen. Manchmal ist die Art der Umschreibung sinngemäß. natürlich gegeben, manchmal auch überraschend und gesucht.

Zur ersten Gruppe wären Wendungen zu rechnen wie:

voghelin schare 302, voghelin art 617, stoles krumme 1240, hungers not 1363, 2512 u. ö. 1240, godes gnaten 1470, godes vrede 1471, eren graet 1522, dodes vare 1800, huses dore 1976, nature art 2103, 3356, kopmannes bere 2420, sinnes wise 2542, tuege macht 2927, bokes breue 3188, truwe orden 3221, markedes velt 3599, herten grunt 4076, rechtes breue 4301, tolne schat 4378, vyende schare 5217, vyende trede 5306, truwen pant 5415, wapens were 5429, koninges persone 5431, dogheden ort 5546, veldes ort 5606,

zur zweiten künstlichen Gruppe gehören:

herten veste 110, die drei verschiedenen Umschreibungen für „sunde" s. grunt 184, s. umbevank 322, s. leyt 3443, ferner: der schanden

---

Anm. 1. Mordthorst Egen von Bamberg und „Die geblümte Rede" Berlin 1911. S. 89 ff.

Digitized by Google

erue 170, duuels dwank 324, eren seddelen 326 (vgl. 1408) dogheden schole 374, herten kore 484, eydes selicheyt 502, lasters smytten 690, 3822, eren vunt 806, breues orde 977, eren bref 1108, herten dore 1319, mynschen kore 1320, helle stank 1550, dogheden vat 1782, dodes gallen 1797, dogheden knechte 1932, duuels vart 2498, eren grat 2714, mynschen vat 2758, luckes wedderstot 3479, goldes grot 3550, dorstes bot 3551, dodes dram 3666, loghene tale 3669, dogheden eddelicheyt 4022, vlesches vat 4101, werlde hude 4136, dodes wunde 4602, selen spise 4610, selen seghe 4997, duuele spot 4999, strides deghe 5341.

In der zahlenmäßigen Verwendungen solcher substantivischen Umschreibungen steht Stephan Tilo nur wenig nach. Die große Variationsmöglichkeit und Geblümtheit Tilos erreicht er jedoch nicht. Immerhin dürfte eine vergleichende Uebersicht paralleler und analoger Bildungen Stephans und einiger Dichter des Deutschen Ordens, besonders Tilos, von Interesse sein.

1) Gleiche Bildungen:

Stephan:	hungers not 1363 u. ö.	dass. Tilo 1097
	herten grunt 460, 4076	„ Tilo 487, 984 u. ö. Pass. 8
	dogheden vat 1782	„ Pass. K. 9050, 3354, Tilo 1254 1261, Daniel 8309
	hemmels plan 5884	„ Daniel 3408 u. ö.

2) analoge Bildungen:

Stephan:	des dodes gallen 1797	ähnl. Tilo 4706 todes bitterkeit dass. Pass. H. 9231, 10277
	der eren grat 2714	ähnl. Pass. K. tugende grat 1,36 Tilo kennt todes grat 4666, marter grat 5663, Daniel des himmels grat 3580, 7890.
	der helle stank 1550	„ der sunden stank Hiob 10 000, der sunden mist Tilo 513 u. ö.
	hungers not 1363 u. ö.	„ durstes not Daniel 5201
	des hemmeles rant 282	„ der werlde rant Daniel 1699, 4131, schildes rant Tilo 4846
	sunde leyt 3444	„ sunde pin Tilo 1680
	der eren vunt 806	„ der wisheit vunt Tilo 3939 u. ö.

Auch diese vergleichenden Zusammenstellungen ergeben, daß Stephan eine große Abhängigkeit in Verwendung und Formung substantivischer Umschreibungen von den Deutschenordensdichtern zeigt. Wieder ist es Tilo von Culm, der sehr viele gleiche Bildungen zu Stephan aufweist. Ebenso finden sich bei Tilo die meisten Ausdrücke, die denjenigen Stephans analog sind. Berücksichtigt man, daß unser Dichter, die für Tilo charakteristischen Stilmittel, wie die Verwendung von negativen Versicherungen und substantivischen Umschreibungen in großer

Digitized by Google

Häufigkeit ebenfalls bietet, daß er ferner zu vielen stilistischen Eigentümlichkeiten Tilos zum mindesten Ansätze aufzeigt[1]), so liegt die Vermutung einer direkten Beeinflussung durch Tilo nicht allzu sehr aus dem Bereich der Möglichkeit. Die folgenden Abschnitte werden noch häufig Gelegenheit bieten, auf parallele Formungen und Stilmitteln bei beiden Dichtern einzugehen. Die mittelniederdeutschen Dichtungen bieten für diese Stileigentümlichkeiten wenig oder gar keine Parallelen. Dort, wo man auf parallele Formungen stößt, wie im „Koker" oder im „Bok van veleme rade" liegen die betreffenden Werke später als das „Schachbuch".

g) Neigung zur sinnlichen Darstellung.

1) Nicht rein unter dem Begriff der Füllung sind Metaphern zu bringen, die Stephan gern und häufig zur Bezeichnung abstrakter Eigenschaften der Personen seiner Erzählungen anwendet. Dieser Gebrauch der Metaphern ist bei Tilo ähnlich vorgebildet.[2]) Tilo und Stephan decken sich hier also in der Vorliebe. Abstraktes in sinnlichen Bildern darzustellen. Es sind zu unterscheiden: a) Die gebrauchten Metaphern zeigen nichts Originelles, sind traditionelles Gut z. B.:

Anna war: *„aller reynicheyt eyn krone"* 814, Lucretia: *„aller doghet ene krone"* 834, Rosamunda: *„en vat der gheylicheyt"* 1085[3]), Obert ist: *„Menger doghet en reynlik scrin"* 3626[4]), Malechita: *„Aller dogheden en guldene lade"* 1450 b) Gesuchter und origineller sind Wendungen wie: Lucretia war: *„der reynicheyt eyn hame"* 835. Dieser Ausdruck gehört scheinbar zu den Lieblingsworten des Dichters. Er bringt ihn zur Bezeichnung guter und schlechter Eigenschaften an. Rosamunda ist: *„der unkuscheyt eyn hame"* 1019. Der schlechte Mensch kommt in den *„hamen"* des *„duuels"* 95[5]) Phystarcus ist dagegen: *„der sachtmodicheyt en hame"* 423. Preziös wirkt eine Umschreibung, wie die

---

Anm. 1. Außer den bisher behandelten stilistischen Einzelfällen der „Füllung", die Tilo ebenfalls im Gebrauch hat (Reißmann a. a. O. Seite 64 ff) wären hier zu nennen 1) die Verwendung des nachgestellten Adjektivums durch Stephan (vgl. 578, 833, 925, 983, 1000, 4042 u. ö.). Doch fällt sie stilistisch lange nicht so sehr ins Gewicht wie bei Tilo. 2) Die Vorliebe Stephans Abstraktes in sinnlichen Bildern darzustellen, überhaupt die Vorliebe für Bilder und Vergleiche. 3) Die Vorliebe für Fremdworte.

Anm. 2. Tilo wendet diese Umschreibungen gerne für die göttlichen Personen: Maria, Christus, Gott an. Vgl. Reißmann a. a. O. S. 88 ff.

Anm. 3. vgl. Heinrich von Neustadt „Apollonius von Tyrland" der schanden vat 11253 und stankes vat Vis. 146 s. a. Lexer III, 34.

Anm. 4. Pass. 3, 61, Lexer Wb. II, 799.

Anm. 5. In dieser Verbindung hat der „Apollonius" ebenfalls den seltenen Ausdruck: „des ubelen teuvels hamen" 17150 als Scheltwort.

Digitized by Google

von Exerses gebrauchte. Dieser war „*der doghet alsulk ene lampe*“ 137.

c) Unanschaulich sind Umschreibungen wie: Der Arzt soll „*en hemede der kuscheyt und der rechten schemede*“ 3930 sein. Rom ist „*aller stede en blome*“ 1190, Augustinus ist: „*der warheyt en vil stede knecht*“ 2355, Mißgunst und Haß sind: *der seele en krank ghewin* 2760. Recht gesucht ist 1454: Theodosius ist: „*aller bosheyt . . . . . ein roder*[1]), oder Parcius ist: „*aller doghet en sware pertze*“ 520.

2) Bilder. Noch stärker tritt die Neigung zur sinnlichen Darstellung in vielen eingestreuten Bildern hervor. So ist z. B. sehr bildhaft, wenn Stephan von den Gesellen des Ritters sagt, daß sie mit diesem: „*drinken des strides nap* 1648“ oder wenn Scipio von einer gefangenen Jungfrau, die ihm als Beischläferin gegeben werden soll, sagt: „*Warumme scholde ik de rosen dorren*“ 955[2]). Sehr schön ist ein allegorisches Bild, das Stephan an den Namen seines Bischofs Johann van Byffhusen anknüpft:

73 ff. De vyfthuse sint vyf sinne
Dar vele doghede schulen inne
Vornufte unde sachtmodicheyt
Dult unde othmodicheyt
Dar to do ik de warheyt
Desse vyue de gheuen eyn cleyt
Der hillicheyt und der eren

Das Bild des Kleides, das Stephan sich aus: „*Vornuft sachtmodicheyt, Dult, othmodicheyt*“ und „*warheyt*“ zusammengesetzt denkt, ist nicht so originell, wie es zunächst den Anschein erwecken könnte. Eigentümlich ist nur die Verbindung der Namensallegorie mit diesem Bilde des Kleides. Das Bild selbst -- und das ist sehr bedeutsam — kennt Tilo von Culm in ähnlichen Formungen. Er kennt ein „vernunphten cleit“ 5231 (vgl. auch gecleit / mit tugenden und mit eren 2076, des lebens kundekeit / Ist ouch ein vil sunflich cleit 3271 u. a. m. Reißmann Seite 86.) Also ebenfalls Abstrakta unter dem Bilde eines Kleides gesehen.[3]) Diese auffallende Uebereinstimmung bei beiden

---

Anm. 1. M. S. H. III, 92 b: „diu reine zunge ist der sele ruoder.“

Anm. 2. Das Bild ist nicht originell. „Geliebte“ oder „Frau“ häufig mit einer Rose verglichen. Die Rose brechen = die Jungfrauschaft nehmen. Dasselbe besagt hier das „dorren“ (vergl. Wackernagel Kl. Schr. I 29). Zu „dorren“ vgl. Sprenger Jb. 31, 62.

Anm. 3. Vgl. St. 1938, 2174, 2304. Das Bild des Kleides für Abstrakta sonst nicht sehr gebräuchlich, vgl. Lexer I, 1618, Pass. K. kennt ein „herzen kleit“ 177, 5.

Digitized by Google

Dichtern stützt sehr die Vermutung, daß Stephan in stilistischer Beziehung von Tilo von Culm beeinflußt worden ist. Ein anderes allegorisches Bild, das traditionell ist, gebraucht Stephan von den Feldern des Schachbrettes, auf denen die Königin stehen kann. Sie sollen schwarz oder weiß sein:

5581 dat beduđet uns dit
Wyt in der reynicheyt[1])
Swart in der othmodicheyt[2])

Gesucht und besonders gewählt ist ein Bild:

1807 In den ridderliken mode
Schal ok wesen en smidich rode
Der soten barmherticheyt
(Cess.: misericordia in milite luceat)

oder Olinot 183 *stunt / Gheplantet in der sunden grunt.*

Ganz anders geartet sind eine Reihe von Bildern, die nicht auf ein hochentwickeltes Publikum berechnet zu sein scheinen. Z. B. aus der Umwelt des Dichters entnommen 2954 ff.

Mennich seghel worde also gheverlt
Dat dat gynge sinen gank
To rechte sunder windes dwank
Dat nu moet krupen in den loef

Stephan will sagen, daß bei ungebeugtem Recht mancher seinen geraden Weg gehen könnte, der nun mühsam lawieren muß. Das Bild, das er gebraucht, um diese Ansicht auszudrücken, konnte am besten von Küstenbewohnern verstanden werden, die mit den Geheimnissen des Segelns vertraut waren. In diesem Zusammenhang wäre auch eine Wendung wie *„buten der eren dyke bliwen"* zu nennen (V. 1116)[3])

Populärer Anschauung entspricht ein Bild wie das in Vers 688 wiedergegebene *„to der tucht scholen staen ere oren"* offenbar denkt Stephan an das Ohrenspitzen der Pferde (vgl. auch 4984 *„myt schande hinken"*).

3. Sehr bildhaft und häufig verwendet sind Vergleiche. Hierbei sind zu unterscheiden: 1) bekannte und traditionelle Wendungen: 3332 *„In kuscheyt lutter alse en glas"* (dass. Tilo 792, 1029, 2917), ferner 2974 *„vruntschop"* soll *„blenkende lik dem golde"* 2976 *„hat"* ist *„besmittet swart lik der kolen"* (vgl auch 2875 ff.) Mehr Eigenart

---

Anm. 1. Weiß als Sinnbild der Keuschheit und Reinheit sehr gebräuchlich s. h. Wackernagel Kl. Schr. I, 167 ff.

Anm. 2. Schwarz als Sinnbild der Buße, Sündentrauer, Wackernagel a. a. O. 183 ff.

Anm. 3. dyke wird gestützt durch 1311 vore diken (vgl. Jb. 33, 5, 25, 2 Nd. Krspdzbl. XI, 32, XIII, 5.

Digitized by Google

verraten 2130 „*Do dat hues ghemaket was / Blanck vor gleysuret also en glas*“ und 562 „*In dogheden brokel also en glas*“.

2) Poetischere und originellere Vergleiche. Sehr schön sagt Stephan von dem kühnen Ritter

1777 Also sine wapene van buten klinghen
Also schal sin herte van konheyt singhen

Dies ist der schönste Vergleich, den Stephan zur Anwendung bringt. Gut wirkt auch eine Stelle, in der Stephan in antithetischer Form die Eigenschaften des treuen und untreuen Ritters behandelt.

1541 Truwe ridder unde schone
Du byst wol wert der enghel krone

1545 Untruwe ridder myt valschem rade
Du byst also en ghemaket lade
Dar inne is unreynicheyt

Man spürt förmlich, wie Stephan nach Ausdrücken sucht um möglichst scharf den Kontrast zwischen den Eigenschaften des treuen und untreuen Ritters herauszuarbeiten. Der eine ist der „*enghel krone*“ wert. Ein Ausdruck, der sonst nur von „Maria“ gebraucht wird.[1]) Der andere wird drastisch mit einer Lade voll Schmutz verglichen. Mehr aus dem täglichen Leben genommen, aber gesucht ist 1399 „*En ridder ane doghet / Is also en acker ungheploget*“ Gold gilt dem Bischoff 3518 „*also en kaf*“.

3) Ganz auf populäre Anschauung berechnet sind mehrere Vergleiche. Sie sind in ihrer Frische und Natürlichkeit ein stilistischer Gewinn:

5054 De ghenne de vele ummekapen
De mach men wol liken der apen
De alle dynge wil beseen
Unde ere schalkheyt dar uth theen

oder „Dyonisius“ saß 2733 „*van lede also ghemoyet / Alsc en katle van vure vorschroyet*“ die Frauen können Geheimnisse schlecht bewahren (Cess. contra naturam mulierum secreta secrete servat) Stephan sagt:

693 ff. vil menghe wiue . . . .
werpen uth myt molden
Dat se hemeliken holden scholden

Anm. 1. Vgl. Lexer I, 1747 und I, 555.

Digitized by Google

Die Frauen weiß er nicht draſtiſch genug zu vergleichen. Von koketten Frauen ſagt er:

3386 Sie: scholden springen alse hinden
Und ouer twintich milen lopen
mochten se dar valken oghen[1]) kopen
Umme dat se behegelik weren
Rydderen knechten unde den juncheren

Nero iſt „*uan dogheden ydel also ein sack*“ 414 Der König ſchlägt die Mücken von der Wunde des Kranken 2228 „*dat se stouen alse en kaff*“. Auf eine Fabel geht ein Vergleich zurück, den Stephan von einem dünkelhaften Fürſten gebraucht:

2551 Den mach men holden als enen rauen
Mit pawen vedderen wol vorhawen[2])

Aus Ceſſolis genommen ſind die Vergleiche 1305 ff., 1521 ff., 2609 ff,, 3035 ff. Alſo nur ein geringer Teil, ſodaß Ceſſolis Stephan in dieſer ſtiliſtiſchen Beziehung nicht beſonders hat beeinfluſſen können.

h. Fremdworte.

Stephan bekundet wie Tilo von Culm eine Vorliebe für Fremdworte. Sehr viele entnimmt er ſeiner Quelle. Z. B. 402 septrum, 353 contempleren auch 1138, 1327, galeyde (galea 585), vicarius 2441, complexee 2534, pennariolum 2880, electuaria 3837, iudiceren 3911, disputeren 3912, 3915, iuriste 3019, conscientien 4018, 4406, 4670, ribald (ribaldus) 4679, testament 4806, sentencien 5627.

Abſichtlich eingeſtreut ſcheinen mir zu ſein 1) aus höfiſcher Sphäre: 615 amie, 1391 kouerture.

2) Aus ſcholaſtiſch geiſtlicher Sphäre: 8 fundament, 3146, vormaledyen, 3916 melencoliseren, 2938, 2943 norme.

Jedenfalls noch als Fremdwort empfunden und als mit Bewußtſein eingeſtreut ſehe ich an 2724 figure, 2723 materie, 515, 2960 manere, 2986 hanteren, exemqel (in Inhaltsüberſchriften) 4214 grifon.

Nicht mehr als fremd empfunden ſind wohl: krone 627 u. ö., voget 2216 u. ö., klus 130 3146 vormaledyen u. a. m.

i. Verwendung von Sprichwörtern.

Ein weiteres Stilmittel, das Stephan zur Anwendung bringt, iſt ihm das Einſchalten von Sprichwörtern und ſprichwörtlichen Redensarten. Einmal kam ihm dabei die

---

Anm. 1. „valken oghen“ bildl. zur Bezeichnung ſchöner Augen kennt auch Heinrich von Neuſtadt. Apollonius 598 Volcken aughen hett der man. Von der Frau 13201 Sy hette valcken augen, ebenſo 15223.

Anm. 2 Aesop: de graculo et pavonibus überſetzt in Steinhöwels Aesop II, Fabula XV. Vgl. Magdeburger Aesop (Gerhard von Minden) Fabula L IX. Ausg. Seelmann Nd. Denkmäler Bd. II, 81, Bremen 1878.

Anm. 3. Vgl. zu dem ganzen Abſatz Reißm. a. a. O. Seite 94.

Digitized by Google

lehrhafte Tendenz des Sprichwortes sehr entgegen, da Stephans Bestreben nach möglichst weitgehender erzieherischer Wirkung seines Buches geht. Diese Tendenz gab ihm Gelegenheit, in aller Kürze noch einmal eine Lehre anzubringen. Zum andern wird ihn die Bildlichkeit des Sprichwortes verlockt haben, dieses als Stilmittel zu verwenden. Gleichzeitig läßt die Vorliebe für ein solches Kunstmittel einen Schluß auf das Publikum, für das Stephan sein Buch schrieb, zu. Es ist für ein nicht hoch entwickeltes Publikum berechnet. In ihm mußte das Sprichwort durch seine Volksläufigkeit am meisten Anklang finden. Stephan verwendet Sprichwörter, die man nach Seilers Einteilung[1]) als „proverbia rustica" bezeichnen kann. Das sind solche, deren häufiger Gebrauch in den Kreisen des niederen Volkes zu suchen ist

2773 Dat laster dat de bok wol kan[2])
Dat lecht he gherne der seghen an

2843 de alle buske wil vormiden[3])
vil selden wil he to holte riden

4881 da wart myt liste al ane pranghen[4])
De voss mit dem vosse fanghen

Einer Mittelschicht von Sprichwörtern, das sind solche, die als gesunkenes literarisches Gut gelten können, gehört an 3793

Et lecht vil mennich dem andern stricke[5])
Unde stricket sich suluen also dicke

Eine Variante zu dem aus der Bibel entlehnten „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein." Aus der Antike genommen ist das Sprichwort 3613

Ene hant de anderen dweyt
Dorch eres sulues reynicheyt

Ein Sprichwort ohne Bild wendet Stephan nur einmal an:

4655 Gude worde maken vrede
Willighe lude maket de bede

Sprichwörtliche Redensarten finden sich z. B. in: 4420 Smeken unde „vedderlesen" / unde „van den klederen theen de vesen".[6])

Anm. 1. Vgl. Seiler „Deutsche Sprichwörterkunde" Seite 3.

Anm. 2. Ein deutsches Sprichwort im M, A in lateinischen Fassungen umgearbeitet, z. B. „Aestimat esse caprae vitium quodscit caper in se" vgl. Seiler Zs. f. d. Ph. 45, 244 ff.

Anm. 3. Ebenfalls deutsches Sprichwort im M. A. in lateinischen Fassungen gebracht. Seiler „D. Spt." Seite 93, s. a. Koker 1073 Jb. 42,71 ff.

Anm. 4 Lipperheide Spruchwörterbuch S. 243, s. a. Bridank 1225 Swer vuhs mit vuhse vahen sol / Der muoz ir stege erkennen wol.

Anm. 5. Seiler Zs. f. d. Ph. 45,252. A. a. O. S. 3 u. S. 80.

Anm. 6. Seiler a. a. O. S. 282.

Digitized by Google

Nach einem landläufigen Vielspruch, in dem Stephan uns in knappet Formulierung den Werdegang und die Verarbeitung des Stoffes vorführt, sieht aus:

5148 De wullenweuer maken dat want
De scroder snyt dat myt der hant
De koepmann voret id dor de lant
Sus sint se alle wol bekant.

Ueberſieht man alle die Kunſtmittel, die Stephan zur Anwendung bringt, ſo fällt ſehr ſtark die Doppelung von geſuchter Künſtlichkeit und populärer, einfacher Darſtellungsart auf. Von Ordensdichtungen beeinflußt, bemüht ſich der Dichter in poetiſchen, manchmal auch überladenen Bildern und Ausdrücken ſeinem Werk erhöhten künſtleriſchen Glanz zu verleihen. Dann wieder bedient er ſich Mittel, die auf volkstümliche Anſchauung berechnet ſeinem Buche eine einfache, friſche Prägung geben. Nie arten die letzten Mittel in Rohheit des Ausdrucks oder der Form aus. Man gewinnt den Eindruck, als ob Stephan ſein Werk einmal für Kreiſe von größerer, literariſcher Bildung, wie die höhere Geiſtlichkeit oder vielleicht für die Ritter des in Livland anſäſſigen Schwertbrüderordens, dann aber auch für die breiteſte Maſſe niederdeutſchen Bürgertums hat ſchreiben wollen. Wenn das ſeine Abſicht war, ſo muß man ſie als gelungen anſehen. Sein Stil ſpricht für künſtleriſche Leiſtungsfähigkeit und Begabung.

Kapitel 5.

Das „Schachbuch" und der „Cato".

Ein weiterer Abſchnitt ſoll das zeitliche Verhältnis in dem „das Schachbuch" und „der Cato" zueinander ſtehen, behandeln. Nach der Auffindung der Danziger Hs. des mittelniederdeutſchen „Cato" mit den 4 in den anderen Hss. fehlenden Verſen:[1])

2342 Unde bidde uor my, stephan geheten
Dat my mynes arbeydes late geneten
Got in synem ouersten throne
De my gheue des hymmels krone

liegt wohl kein Zweifel mehr über die Identität dieſes Stephan mit dem Dichter des Schachbuches vor. Erſte

Anm. 1. 1 Jb. 25, 1 ff. Vergl. W. Schlüter, Sitzungsbericht d. gel. eſtn. Geſ. 1899. 63 ff.

Digitized by Google

flüchtige Lektüre läßt schon eine innere Verwandtschaft beider Werke erkennen. Dazu kommen noch eine Reihe ziemlich wörtlicher Anlehnungen deren Zahl wir nicht noch erhöhen brauchen.[1]) Sie genügen schon so zum Beweis der Identität des Verfassers beider Bücher. Wichtiger ist für uns die Frage nach dem zeitlichen Verhältnis, in dem beide Werke zueinander stehen und ob wir mit einer Einwirkung des „Cato" auf unsere Dichtung zu rechnen haben. Nach dem, was Graffunder darüber ausführt Jb. 25, 5) ist letzteres anzunehmen. Ein erstes von diesem Gesichtspunkt aus vorgenommenes Lesen läßt den „Cato" als früheres Werk Stephans erscheinen. Das Persönliche des Dichters tritt ganz hinter seine Arbeit zurück. Man vermißt die frische anschauliche Art der Darstellung. Der Dichter scheint mehr an dem von der Quelle gebotenen Stoff zu kleben, unselbständiger zu arbeiten. Doch kann man auch aus diesen innerlichen Kriterien ebenfalls auf ein Alterswerk Stephans schließen. Die didaktische moralisierende Tendenz, die im „Schachbuch" immer wieder in Erscheinung trat, ist im „Cato" bis zum Aeußersten getrieben. Lehre reiht sich an Lehre. Die veranschaulichenden Erzählungen oder persönlichen Zusätze fehlen fast gänzlich. Einmal verursachte natürlich die Quelle diese Darstellung, zum andern aber wird sie auch dem Dichter gelegen gekommen sein. Die Form der Lehren des „Vaters an den Sohn", in die die vielen Citate eingekleidet sind, mußte dem „Lehrer" Stephan besonders zusagen. Hierin konnte er ganz dem Hange nach erzieherischer Wirkung seines Werkes nachgehen. Diese innerlichen Schwächen, die dem „Cato" dem „Schachbuch" gegenüber anhaften, kann man sowohl auf eine Anfangsarbeit eines jugendlichen noch unselbständigen Dichters, als auch auf ein Spätlingswerk, in dem der Verfasser seine Hauptaufgabe, die diktatische Wirkungsmöglichkeit bis in die letzte Konsequenz entwickelt, zurückführen. Hieraus läßt sich ein überzeugender Beweis für das zeitliche Verhältnis der beiden Werke zueinander nicht ableiten. Näher kommt man schon der Lösung der Frage, wenn man den von Graffunder eingeschlagenen Wegen nachgeht. Gr. stellt einander gegenüber Schachbuch 4199 ff. und Cato 1047 ff. Da nach Gr. (Jb. 23, 9 ff.) als Quelle für Stephans „Cato" eine niederdeutsche Bearbeitung, die er scheinbar zusammen mit dem Bearbeiter des Niederrheinischen „Cato" benutzt hat, in Frage kommt, so sind die Verse „Cato" 1047 ff. ein Zusatz Stephans. Das lateinische Distichon und der niederrheinische „Cato" bieten sie nicht mit den drei Begriffen: „*meticheit, ouervlodicheit, buk*", wohl aber das Schachbuch (Jb. 25, 5).

Anm. 1. Jb. 25, 3 ff.

Digitized by Google

Man vergl.:	mit Schachbuch:
Cato 1047: de ouervlodicheyt vlehe	4109: De gude meyster kato
1053: Wultu hebben de meticheit	„ Leret uns in sinem boke also
1059: De aller Dinge is eyn sluck vor eynen got kust he den buk.	„ Hebbe lef de meticheyt
	„ Unde schuve de ouervlodicheit
	„ De des bukes is vrundinne Unde berouet dicke de rechten sinne.

Die Verse 1059/1060 Cato schreibt Graffunder Stephan als Eigentum zu. Er folgert nun, daß das Citat im Schachbuch nach dem des Cato abgefaßt worden sei. Demnach muß Stephan der Cato vorgelegen haben, als er sein Schachbuch schrieb. So hätten wir mit einem Einfluß des Cato auf das Schachbuch zu rechnen. Die von mir angestellte Quellenanalyse des Schachbuches ergibt aber ein anderes Tatsachenverhältnis. Danach sind gerade die Verse, die die Begriffe *„ourvlodicheyt* und *meticheyt"* in der Verbindung mit *„buk"* bringen, aus dem von Cessolis angegebenen Distichon des Cato entnommen worden: „Catho enim dicit indulgere gule noli que ventris amica est"

vgl. Schb. 4112 schuwe de ouervlodicheit
De des bukes is vrundinne
Unde berouet dicke de rechten sinne."

Also sowohl das Wort *„ouervlodicheit"* = Cess. gulae, als auch den Satz: „De des bukes is vrundinne" = Cess. que ventris amica est, bietet der Cessolische Text. Damit fällt die Behauptung Graffunders, die Verse Cato 1050/60 müßten „ganz als Stephans Eigentum gelten". Er hat sie im Schachbuch aus Cessolis übersetzt und bei Abfassung des Cato wieder mit verwandt. Daraus ergibt sich dann der Schluß im Schachbuch das frühere Werk des Dichters zu sehen. Die Frage nach literarischen Einflüssen des „Cato" auf das Schachbuch erübrigt sich. Hierzu mag man noch Schachbuch 4119 und „Cato" 213 vergleichen.

Schb. 4119	Cato 212
Unde maket stump den scharpen sin	Ok maket se dicke stump den sin[1])

Der betreffende Vers im „Schachbuch" ist nach Cessolis gearbeitet: „Pessima enim pestis est luxuria ex qua oritur mentis ebetudo que est acute subtilis mentis obtusio". Im „Schachbuch" gehören diese Ausführungen noch dem „Distichon Catonis" an, im „Cato" 213 ff. sind ähnliche Gedanken dem „galienus" zugeschrieben. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß dieser wörtliche Anklang „Cato" 213 und „Schachbuch" 4118 durch literarischen Einfluß des jüngeren Schachgedichtes auf den älteren „Cato" entstanden ist.

Anm. 1. „stump" statt „stum" bietet die Danziger Hs.

Digitized by Google

Als ein zweites Kriterium zur Unterstützung seiner Ansicht, daß der Cato das erste Werk Stephans sei, führt Graffunder das prozentuale Vorkommen heterogener ô Reime in beiden Dichtungen an. Es ergibt sich nach Graffunders Untersuchung für den „Cato" und Seelmanns für das Schachbuch[1]) folgende Tabelle:

„Cato"	ô 1 : ô 1	ô 2 : ô 2	ô 1 : ô 2
V. 1—1000	21 Reime	13 Reime	12 Reime
1001—2000	24 Reime	13 Reime	4 Reime
2001—2345	12 Reime	5 Reime	2 Reime
	57 Reime	31 Reime	18 Reime
„Schachbuch"	ô 1 : ô 1	ô 2 : ô 2	ô 1 : ô 2
V. 1—1000	11 Reime	8 Reime	5 Reime
1001—2000	24 Reime	6 Reime	6 Reime
2001—3000	23 Reime	12 Reime	2 Reime
3001—4000	21 Reime	18 Reime	1 Reime
4001—5000	16 Reime	11 Reime	2 Reime
5001—5886	11 Reime	8 Reime	2 Reime
	106 Reime	63 Reime	18 Reime

Danach stehen im Cato 88 reinen Reimen 18 heterogene Reime gegenüber und im Schachbuch sind von insgesamt 137 ô Reimen ebenfalls nur 18 heterogen, die Reimtechnik im Schachbuch ist also eine bessere als im Cato. Daraus zieht Graffunder den Schluß, daß das „Schachbuch" ein späteres Werk des Dichters sei und der „Cato" infolge einer nicht so gut entwickelten Reimtechnik als frühere Arbeit zu gelten habe. Er will im Cato, das läßt sich auch nicht leugnen, ein Abnehmen heterogener Reime gegen den Schluß des Werkes hin beobachten. Vom Schachbuch läßt sich das allerdings nicht sagen. Prozentual kommen im Schachbuch von 1000 zu 1000 Versen: 21%, 17%, 5%, 2%, 7%, 9% heterogener ô Reime vor; d. h. im dritten Tausend treten sie am geringsten auf, um dann zum Schluß des Werkes hin wieder zuzunehmen. Das ließe sich nun wieder dahin ausdeuten, daß der Dichter im Schachbuch doch nicht mit einer sicheren Technik reimt und wir könnten aus diesem Grunde auf das Schachbuch, als auf eine frühere Arbeit Stephans schließen. Sieht man sich die Reimtechnik Stephans im allgemeinen an, so kann man sagen, daß sie ziemlich gut ist. Die wenigen schlechten Reime im Schachbuch wie: 1965/66; 49/50; 3259/60; 5854 reimlos und im Cato 1863 und 2068, lassen sich leicht durch Textkonjekturen in reine Reime umwandeln.[2]) Wenn man schon die Reimtechnik in beiden Werken als Kriterium verwenden will, so darf man

---

Anm. 1. W. Seelmann: „Die mittelniederdeutschen langen ô" In Jb. XVIII S. 141 ff. die von Seelmann angeführten Bezeichnungen ô 1 für germ. goth. ô ahd. mhd. uo. ô 2 für germ. goth. au ahd. mhd. ou (umgelautet öu), ô 3 annormales ô sind beibehalten worden.

Anm. 2. Vgl. Anhang zur Textkritik und Sprenger Jb. 14, 154 ff.

Digitized by Google

nicht an einer Erscheinung vorübergehen. Stephan liebt Reimhäufungen Im Schachbuch kommen an 4 Reimen vor: 75 ff., 321 ff., 913 ff., 1835 ff., 2117 ff, 2233 ff., 3355 ff, 3627 ff., 4031 ff., 4091 ff., 5148 ff., 5368 ff., 5610 ff, 5688 ff., 5692 ff., im ganzen also 15 Fälle. Von diesen tritt nur einer (2117 ff.) am Schluß eines Sinnesabschnittes auf. Alle andern sind willkürlich gesetzt. Das Schachbuch kennt auch noch einen Dreireim. (4137 ff.) Die Reimhäufungen treten nun auch im Cato auf und zwar merkwürdigerweise nur auf — „*an*“ 9 ff., 405 ff., 536 ff., 1420 ff., 1836 ff., 1956 ff., 2184 ff. Einmal ein 6 Reim auf — „*an*“ 338 ff.[1]) Das deutet auf eine beabsichtigste Verkünstlichung dieses reimtechnischen Prinzips hin und läßt den „Cato“ als späteres Werk erscheinen, in dem diese reimtechnische Eigenart gepflegter gehandhabt ist.[2])

Wichtiger zur Lösung dieser Frage sind aber doch die Stellen, die eine textliche und inhaltliche Gleichheit ausdrücken und deren Herkunft aus Cessolis erwiesen ist. Das Schachbuch müssen wir als das erste Werk unseres Dichters ansehen. Der Cato ist ein späteres Werk, inhaltlich und technisch zum Teil schwächer, zum Teil künstlicher als das Schachbuch, in der Verfolgung seiner lehrhaften Tendenz aber ausgeprägter und vielleicht im Sinne seiner Zeit das bessere und geschätztere Werk Stephans.

Kapitel 6.

Meister Stephans Persönlichkeit und sein Werk.

Die Zusätze Stephans seiner Quelle gegenüber.

Die Freiheit und Selbständigkeit, mit denen Stephan seiner Quelle gegenüber steht und die wir beim Beobachten seiner Tätigkeit als Uebersetzer und in der Darlegung seines Stiles erkennen konnten, treten noch stärker hervor, wenn man die Zusätze, die Stephans Werk unabhängig von Cessolis aufweist, betrachtet. Aus ihnen gewinnen wir auch ein Bild von der Persönlichkeit unseres Dichters und von der Tendenz

---

Anm. 1. Das Prinzip der Reimhäufung wird gern von den Dichtern des deutschen Ordens zur Anwendung gebracht. Vielleicht empfing Stephan durch eine der Dichtungen dieses Kreises die Anregung zu dieser reimtechnischen Eigenart, wie er sich ja auch wahrscheinlich in stilistischer Beziehung von den Dichtern des Ordens hat beeinflussen lassen. (vgl. Hübner „Daniel“ eine „Deutsch Ordensdichtung“ Palaestra CI Seite 22, Kaufmann „Deutsche Metrik“ zweite Auflage Seite 66.)

Anm. 2 Reimhäufungen auch in mnd. Dichtungen nicht selten 4-, 3-, 6-Reime kennt Gerhard von Minden, Sündenfall, Marienklage Seelmann a. a. O. S. XXXIX. Diese Dichtungen sind alle später als Stephans Schachbuch abgefaßt.

Digitized by Google

seines Schaffens. Sie liefern die biographischen Anhaltspunkte, die uns eine Festlegung der Abfassungszeit, des = Ortes und der Lebenszeit Stephans gestatten. Den Schluß auf den Beruf des Dichters lassen sie zu. Kurz, sie ermöglichen uns ein einigermaßen klares Lebens- und Charakterbild zu zeichnen.

Die Zusätze Stephans überwuchern den von Cessolis gegebenen Stoff nirgends, wie das z. B. bei K. von Ammenhausen stellenweise der Fall ist. Ueber das ganze Werk hin sind sie verbreitet. Am zahlreichsten treten sie im dritten Buche, in dem von den einzelnen bürgerlichen Berufen die Rede ist, auf. Eine Tatsache, die schon äußerlich die bürgerliche Einstellung unseres Dichters erkennen läßt. Wir können die Zusätze in mehrere große Gruppen zusammenfassen. Am häufigsten sind einfache Längungen der Geschichten, wie wir sie bereits bei der Betrachtung von Stephans Uebersetzertätigkeit und seiner stilistischen Behandlung der lateinischen Perioden kennengelernt haben. Nicht viel weniger häufig sind Einfügungen, die die didaktische Art des Werkes hervortreten lassen sollen. Ferner liebt Stephan es Vergleiche mit seiner Zeit und den Menschen seiner Umgebung an die Erzählungen anzufügen. Dann lassen sich eine große Anzahl von eigenen Ausführungen unseres Dichters unter den Begriffen: „Berufung auf Gott" oder „Anrufung Gottes" zusammenfassen. Viele Zusätze sind aus der Beobachtung des täglichen Lebens und einem Schatz großer Erfahrungen genommen. Daneben gibt es zahlose andere, die sich nicht unter einen Sammelbegriff bringen lassen, zur Erkenntnis unseres Dichters und seines Werkes aber wertvolles Material bieten.

Den Namen des Verfassers des Schachbuches, Stephan, erfahren wir Vers 5883. Urkundlich können wir diesen Namen nirgends nachweisen.[1]) In Vers 5867 ff. spricht Stephan von der *scholen arbeit* und *andere sorchuoldicheyt*, die ihm das Dichten schwer machen. Mit Recht zieht Graffunder aus diesen Erwähnungen den Schluß[2]), daß Stephan „scholasticus" und „magister" war. Auch als solcher ist er urkundlich in Dorpat nicht nachzuweisen. Aus Vers 60 ff. entnehmen wir, daß unser Dichter sein Werk dem Bischoff Johann van Vyffhusen widmete. Dieser stammte aus einem lübeckischen Geschlecht, wurde 1357 geweiht, und hatte sein Amt bis 1375 inne,[3]) In diesem Zeitraum seiner bischöflichen Amtstätigkeit müssen wir die Entstehung unseres

Anm. 1. Vgl. Zimmermann Krzpdzbl. IX S. 27, Graffunder Jb. 25, 2

Anm. 2. Graffunder Jb. 25, 2.

Anm. 3. Zimmermann das Schachgedicht Beringens a. a. O. S 39, Anm. 5 und Krspdzbl. IX S. 27.

Digitized by Google

Gedichtes suchen.[1]) In Vers 4831 führt Stephan Karmeliter statt der „eremitae“ des Cessolis ein. Daraus den Schluß ziehen zu wollen, er habe diesem Orden angehört, geht nicht an.[2]) Abgesehen von der Möglichkeit, daß seine Vorlage X I abweichend von den anderen Versionen ebenfalls die Karmeliter aufgeführt haben kann, oder daß Stephan aus dem eremitae ein karmelitae infolge schlechter Ueberlieferung seiner Quelle gelesen hat, läßt sich in Dorpat keine Gründung dieses Ordens nachweisen. In der ganzen Dorpater Diöcese läßt sich bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts das Vorhandensein von nur 3 Klöstern feststellen.[3]) 1) die Cistercienser Abtei Valkena, 2) ein Mönchskloster des Dominicanerordens in Dorpat selbst und 3) ein wahrscheinlich dem Franziskanerorden angehörendes Nonnenkloster. Stammler nennt Stephan einen Karmelitermönch aus Riga a.[4]) Mit welchem Recht? Wie soll ein Rigaer Mönch dazu kommen, dem Dorpater Bischof sein Werk zu widmen? Näher läge es doch, daß der seinem eigenen Herrn diese Widmung zudachte. Jedenfalls läßt die Aenderung eremitae in Karmeliter keineswegs einen derartigen Schluß zu. Das verbietet schon die Unsicherheit in den Cessolis-Ueberlieferungen.[5])

Stephan war aller Wahrscheinlichkeit nach Geistlicher. Unterstützt wird diese Annahme noch dadurch, daß er für sein Schachbuch als Quellen außer Cessolis noch die Bibel, Paulus und Boetius angibt. Aehnlicher Werke bedient er sich als Quellen für seinen Cato (Bibel und Kirchenväter).[6]) Die vielen Zusätze, die wir unter dem Sammelbegriff „Berufung auf Gott“ zusammenfassen können, lassen durch ihren Charakter ebenfalls auf einen geistlichen Verfasser schließen. Allerdings konnte sich auch ein Laie auf Gott berufen. In der Geschichte von „*Malechita*“ (1451 ff.) heißt es als Zusatz 1482

To gode setten se ere clage
Dar alle wysheyt uth springhet
Unde alle houart bedwinghet

Weiterhin findet sich ein noch bedeutsamerer Zusatz „Gildo“ wird die Eigenschaft beigelegt, daß er alle Gottesknechte haßte und sie quälen ließ (1458/60). Ein Motiv, daß Cessolis nicht hat. Die Schlußlehre, die Stephan für die Ritter aus diesem Beispiel zieht 1507 ff. „*Hir by so nemen de ridder*

Anm. 1. siehe Anm. 1, S. 35.
Anm. 2. Zimmermann Krspdzbl. XI, 27.
Anm. 3. A. von Gernet a. a. O. S. 75.
Anm. 4. Stammler Gesch. d. Nd. Lit. S. 47.
Anm. 5. Vetter a. a. O. Anm. 748, S. 734.
Anm. 6. Graffunder Jb. 25, 2.

Digitized by Google

merke | Unde louen nicht an ere sterke | Se ropen yo an de godes gnade", trägt ebenfalls die Tendenz, die einen geistlichen Verfasser als ihren Urheber erkennen läßt. Eine Anrufung Gottes befindet sich in den Versen

1634 O god van hemmele leue here
Gyf den rechten truwen brot
Bewar se vor den ewighen doet.

Um Gottes Segen für die Arbeit des guten Bauern bittet Stephan in Vers 2477. Wie Cessolis die Rede auf das Zehntengeben bringt (Stephan 2491 ff.) fügt unser Dichter hinzu, daß dasjenige, was man Gott vorenthält, in die Hände des Teufels gerät. Von der Sitte der „heiligen Kirche" ist die Rede 2555 ff. Anspielungen auf den Verrat des Judas finden sich zweimal (94 und 4078). Außerdem weisen die Verse 1471, 1499, 2765/66, 3515, 3905 8, 4986/89, 4996/99, 5878 ff. ebenfalls als Zusätze die geistliche Tendenz ihres Verfassers auf. Die theologischen Anschauungen Stephans, die sich in diesen Einfügungen dokumentieren, sind einfach, volkstümlich; ohne jede Spitzfindigkeit und theologische Dialektik. Gott ist der Quell aller Weisheit (1483), der „liebe Herr" (1634). Gottes Gnade soll man anrufen (1509); seine Gebote befolgen, ihn vor Augen haben (2499/2500). Der Erfolg wird dann für den Guten nicht ausbleiben, er wird von dem „ewigen Tod" bewahrt werden (1636) und durch Gottes Gnade in den Himmel kommen (5878). Diese religiösen Anschauungen Stephans, die in den Zusätzen ihren Niederschlag gefunden haben, lassen den Schluß zu, in Stephan einen niederen Geistlichen zu sehen. Er ist ein Mensch von einer geschlossenen, christlichen Weltanschauung, ohne die Zerrissenheit der Problematik, ohne fanatisches Eifern und mystische Extravaganzen. Sein Wesen, seine Arbeit und Aufgabe ruhen in Gott. Für die Menschen, zur Ehre Gottes, ist das Motto seiner Tätigkeit als Geistlicher, Schulmeister und Schriftsteller. Nüchtern und anspruchslos trägt Stephan seine religiösen Anschauungen vor, die aber aus voller Ueberzeugung kommen und fest im Glauben verankert sind.

Im welchem inneren Verhältnis Stephan zu seiner beruflichen Arbeit steht, erhellen einige Hinzufügungen. Aus seiner pädagogischen Tätigkeit drängt sich ihm ein eigenartiger Vergleich auf. Eines der Attribute des Königs ist eine „pila rotunda", Stephan nennt es „*en bal*". Dieses Symbol vergleicht der Dichter mit dem Ball, den die Kinder in ihrem Spiel gebrauchen (Vers 391) und legt es selbständig aus. Die Deutung, daß der König zu Zeiten wie ein Kind sein, Belehrung empfangen und nach Art der Kinder barmherzig sein soll, ist durchaus originell. Sie zeugt von einer psychologischen Beobachtungsgabe Stephans und scheint

Digitized by Google

aus seiner beruflichen Sphäre entwickelt zu sein (vgl. auch den Zusatz Vers 708/11). Zwar klagt der Dichter am Schluß seines Werkes, daß ihm die Arbeit in der Schule das Dichten erschwere (Vers 5867); doch beweist das noch nichts gegen die Liebe zu seinem Beruf. Es ist nicht von ungefähr, daß die Wahl für die Bearbeitung eines lateinischen Werkes gerade auf das im hohen Maße didaktisch, moralisierend eingestellte Buch des Cessolis gefallen ist. Gewiß lag die Vorliebe für einen derartigen Stoff im Zuge der Zeit. Hier begegnen sich aber eine persönliche Neigung des Bearbeiters mit den Tendenzen im literarischen Schaffen seiner Zeit. Von eben diesem Gesichtspunkt aus wählt Stephan sich zum Gegenstand einer zweiten Arbeit wiederum ein im hohen Maße didaktisch, erzieherisch eingestelltes Buch, die Distichen des Cato. In diesem Werk verbreitet er sich auch über die Aufgabe des „*meisters*" (Lehrers), Ausführungen, die von einem tiefen Pflichtbewußtsein, zeugen. Dieser soll mit seiner Kunst die Sinne und die Vernunft des Lernenden leiten. (Vers 1886/87 Jb. 25, 2)

Aus diesem Zusammentreffen einer inneren pädagogischen Neigung mit den didaktisch-moralischen Tendenzen der zeitgenössischen Literatur, erklärt es sich auch, daß Stephan bestrebt ist, diese Tendenzen in seinem Werk stark hervorzuheben und in kürzeren oder längeren Einfügungen seinem Leser besonders deutlich vor Augen zu führen. So weist das Schachbuch am Schluß mancher Erzählungen zahlreiche Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen verschiedener Berufe und Art auf. In dem Absatz von dem Schreiber (2903 ff.) kommt Stephan auf das Abfassen von Dokumenten (*hantfest* 2945), die zweideutige Worte enthalten, zu sprechen. Dabei gibt er die Lehre, daß man solche Schriften ja zum besten auslegen soll. Hieran knüpft er die Klage: 2953 „*O dede men nu also in der werlt.*" Nach einer Ausführung über die Sanftmut des Königs schließt er den Wunsch an: 453/56

„Och wolden nu de guden heren
Alsulke sachtmodicheyt leren."

In eine laute Klage bricht er am Schluß des Beispiels von der Keuschheit der „Klosternonne" 3368 ff. aus

3383 O here god van hemmelrik
Wor vunde men nu der vrouwen lik
Men scholde nu leyder vrouwen finden
Se scholden springhen alse hinden
Unde ouer twintich mile lopen
Mochten se dar valken oghen kopen
Umme dat se behegelik weren
Rydderen knechten uude den iuncheren.

Stephan findet eindrückliche Worte, auf die herrschende Unsittlichkeit hinzuweisen. Um den didaktischen Zweck seines

Digitized by Google

Werkes zu erreichen, weiß Stephan noch manche andere Mittel und Wege zu benutzen. So gibt er gerne die aus einem Beispiel zu ziehenden Lehren selbst und überläßt das nicht seinen Lesern oder Hörern. Am Schluß des Absatzes über den Ritter faßt er knapp noch einmal die in diesem Kapitel enthaltenen Lehren zusammen (1885 ff.). Nach dem Beispiel von Papicius und seiner Mutter gibt er der Königin den Rat

803 Eyn yowelik eddele koninghinne
Dyt bispil an sik wol besinne
Unde dwinge to tyden ere munt
So kricht se der eren vunt.

Der Königin und allen edlen Frauen wird nach der Erzählung von der unkeuschen Rosamunda (1015 ff.) die Lehre gegeben, daß sie die Keuschheit lieben sollen (1107). Nach dem Beispiel von echter Rittertreue heißt es:

1571 also schal en iewelik ridder don
So mach he krighen ridders lon.

Das Exempel von einem Herrn, der aus Demut sein Haus niederbrechen läßt (2125 ff.), birgt für die Allgemeinheit eine Lehre:

2144 Dyt bispel schaltu nicht vor gheten
Jo du othmodiger byst
Jo dyn ere gröter ist.

Neben diesen vom Dichter selbstangestellten Schlußbetrachtungen finden sich innerhalb der Beispiele selbst Einfügungen, didaktisch-moralischen Charakters. Ueber die verderblichen Folgen der Trunkenheit ergeht sich Stephan in einer längeren selbständigen Ausführung (2617/2636). Die Folgen der Habsucht weiß er nicht eindringlich genug zu schildern (3445/49), 3460/63, 3556/75) Es kommt Stephan alles auf die lehrhafte, erzieherische Art seiner Bearbeitung an. Diese wird immer wieder hervorgekehrt. Dabei verfällt er niemals in den Fehler eines trockenen, moralisierenden Tones, sondern er weiß auch in diesen Ausführungen anregend zu bleiben.

Eine Reihe von Zusätzen lassen uns die soziale Einstellung unseres Dichters erkennen. Der Dichter zeigt ein tiefes Mitgefühl mit den unteren Ständen. Diesem gibt er wiederholt Ausdruck. Dabei übt er Kritik an den Angehörigen höherer Schichten. Den Fürsten, der sich über den Bauern erhebt, aber doch in Sitte Bauernart bewahrt hat, kritisiert er scharf. (2543 ff.) Die armen Untersassen, die unter Herren, welche sich der Trunksucht ergeben haben, leiden müssen, beklagt Stephan sehr (4140 ff.). Dann macht er den Herren Vorhaltungen, die nicht „dem Wege der Redlichkeit" folgen (5500 ff.), diejenigen Herren aber, die in rechter Pflichterfüllung ihre Untertanen leiten, nimmt er von seinem Tadel aus (5496). In dem Absatz über „des Schreibers Art"

Digitized by Google

(2903 ff.) übt er ebenfalls Kritik an dem Handeln Angehöriger höherer Stände. Auch hier macht er wieder die Einschränkung, daß er nicht alle Herren damit meint.

2959 Ik mene nicht de guden heren
De ere dynge hanteren myt eren

Solche Stellen wirken gewissermaßen als Entschuldigung des Dichters für seine Angriffe und lassen den Schluß auf eigene Abhängigkeit von *heren* zu.

Ueber die Freigibigkeit des Titus bringt Stephan nach Cessolis eine Geschichte (2377 ff.). Daran knüft er eine allgemeine Lehre für die Fürsten, in der er das gute Vorbild betont, daß sie ihren Untersassen zu geben haben.

2398 Aldus scholen de vorsten milde
Wesen. dat se sint en bilde
Alle eren under saten

Ein großes Verständnis zeigt der Dichter für den Armen. Er bricht in eine laute Klage mit dem Hinweis auf den „jüngsten Tag" und das „jüngste Gericht" aus über das Unrecht, das der Arme zu erleiden hat.

1307 Wente wy sen den armen slan
Beyde beschatten unde van
Unde in mengher hande werken
Dat recht myt den armen sterken

1315 . . . . de rechticheyt vor steruet
De myt den armen gar vor deruet
Unde doch wedder up steyt to dem iunghesteu daghe
Myt den armen in groter clage
Wan god uth sines herten dore
Wyl richten ane des mynschen kore

Ausführungen, die in Stephan wieder den Geistlichen erkennen lassen. Er fällt, um seine Klage über die Ungerechtigkeit in der Welt wirksam zu machen, in den Mahnton eines Bußpredigers. Das Mitgefühl mit den Armen verleitet den Dichter jedoch nicht dazu, einseitig für sie gegen die Herren Partei zu ergreifen. Auch an ihren Handlungen übt er Kritik und auch für sie gibt er Lehren. Von der Nachsicht und Milde des Königs Antigano wird ein Beispiel erzählt (2283 ff.). Dazu führt Stephan aus:

2301 Don dyt desse groten heren
So scholen de under saten leren
Uan eren ouersten duldicheyt
So krigen se der eren kleyt

Dem Toren, der Hab und Gut verspielt hat, verbietet der Dichter das Spielen (4919). Spiele, Wurfbrett und Schach gehören wohl an den Hof (4900 ff.), ziemen sich aber nicht für die Armen. So hält Stephan das Schachspiel für ein Privileg der höheren Stände,[1]) worauf

---

Anm. 1. Eine traditionelle Auffassung vgl. Schulz „Höfisches Leben" I, 537.

Digitized by Google

schon Zimmermann hinweist (Krspdzdl. IX, 31) vgl. (V.: 16, 26, 325).

Alle diese Ausführungen, die die soziale Einstellung des Dichters erkennen lassen, verraten reiche Lebenserfahrung. Stephan hat die sozialen Härten und Nöte der Zeit erkannt. Er weiß, daß hier gebessert werden muß, deshalb sucht er seinem Leserkreise einen Spiegel der Zeit vorzuhalten. Seine Aufgabe sieht er darin, durch Belehrungen aller die schroffen Gegensätze zwischen hoch und niedrig zu mildern. In jeder von beiden Gruppen will er das Verständnis für die andere wachrufen. Aus solcher Absicht spricht ein tiefer sittlicher Ernst. Der Dichter kann nicht mehr in einem jugendlichen Alter gestanden haben, als er diese Ausführungen niederschrieb. Das beweisen die reichen Erfahrungen, aus denen die Ansichten des Dichters geschöpft sein müssen, und die Abgeklärtheit, mit der er sie äußert.

Man ist versucht, in diesen Schilderungen über die soziale Zustände der Zeit eine Einwirkung lokaler Verhältnisse zu sehen. In dem eroberten Kurland, Estland und Livland bildeten die Deutschen nur eine dünne Oberschicht[1]). Schwertorden, Klerus und Kaufmannschaft waren die Herren des Landes. Den eingeborenen Bewohnern, den Stammes- und Artfremden begegnete man mit äußerster Strenge, um sie sich gefügig zu machen und in Ruhe zu halten. Eigentliches bürgerliches Leben entwickelte sich nur in den Städten Riga, Dorpat und Reval, sodaß man hier vielleicht von der Bildung einer mittleren, kleinbürgerlichen Schicht, die sich natürlich aus den Angehörigen des Eroberervolkes zusammensetzte, reden kann. Für das Land gab es nur Herr und Untersasse-Sklave. Hier hatte das „Schwert" nicht der „Pflug" das Land gewonnen.[2]) Namentlich hatte die einheimische bäuerliche Bevölkerung einen schweren Druck auszuhalten. Hieran mag Stephan gedacht haben, wenn er in den Abschnitt von den Handlungen des Ackermanns (2461 ff.) über dessen Verhältnis zu seinem Herrn z. T. selbständig ausführt:

Cess ille personam domini sui gerat	*5521 He schal ok wesen underdan*
	Sime heren unde em bystuen
	Wor des is noet, unde delen em mede
	Alle dat arbeyt siner lede
	Wil he stan in der heren loue
Sepe etenim fit, ut agricola cibetur grossiorbus	*So schal he suluen eten dat groue*

Anm. 1. Vgl. Heinrich von Treitschke „Das Ordensland Preußen" Hist. und polit. Aufsätze Band II.

Anm. 2. K. Hampe „Der Zug nach dem Osten" Leipzig 1921 S. 66 ff.

Digitized by Google

Dat he moghe desto bat
Arbeyt driuen sunder hat
Sinem heren schal he gheuen
ut domino suo subtiliora apportet *De leckeren richte . . . . . .*

Der Gegensatz von Herr und Untertan ist sehr scharf hervorgekehrt 2523/24, 2531. Den in die anderen Gebiete des Ostens eindringenden niederdeutschen Bauern würde Stephan das Abhängigkeitsverhältnis nicht so kraß haben zeichnen dürfen. Scheinbar hat er bei seinen Ausführungen den eingeborenen, livländischen Bauern im Auge; um dann in den weiteren Zusätzen (2543 ff.) sich wieder an den Bauern schlechthin zu wenden. Gerade der Beruf des Ackermannes, von dessen Pflichten er eine vertiefte Auffassung zu geben versucht, ist ihm genau bekannt. Der Bauer hat die „Mutter Erde" zu bearbeiten (2479), die Notdurft des Leibes aus der Erde zu erwerben, wie er es von seinem Vater gelernt hat (2485), den Lebensunterhalt für Gute und Schlechte zu liefern (2488). Man darf daraus schließen, daß dem Dichter die Ausübung der landwirtschaftlichen Tätigkeit bekannt war. Für das Vieh empfindet er Mitleid (2557 ff.), er empfiehlt für Mensch und Tier Ruhetage, damit beide sich wieder erquicken können (2559/60.)

Reflexe der Umwelt spiegeln sich auch in manchen Zusätzen wieder, die Stephan bei den Ausführungen der einzelnen bürgerlichen Berufe gibt. Sie sind von kulturgeschichtlicher Bedeutung und zeigen mit welcher Anteilnahme der Dichter Menschen und Sitten beobachtete und die so gewonnenen Erfahrungen seinem didaktischen Zweck nutzbar zu machen weiß. Jedoch darf man nicht alle Schilderungen als durch lokale Dorpater Verhältnisse hervorgerufen ansehen. Daß Stephan manche Berufe aus eigener Anschauung kannte, wird deutlich; diese Kenntnisse kann er sich aber aus dem Leben und Treiben einer Hansestadt seiner niederdeutschen Heimat geholt haben. Gerade für Dorpat sind wir nicht in der Lage, alle im Schachbuch erwähnten handwerklichen Berufe als zu Gilden oder Zünften verbunden nachzuweisen.[1]) Doch dürfen wir wohl ein lebhaftes berufliches Leben und Treiben auch für Dorpat aus seiner Zugehörigkeit zum Hansebunde schließen.[2])

Den Absatz, den Stephan überschreibt: „*Uan den ammet luden*" hat er frei bearbeitet (2717/48). Unter *ammet lude* versteht er hier die Handwerker: Schmied, Steinmetz und Zimmermann. Er geht auch auf das Verhältnis zwischen der Materie und ihren Bearbeitern ein. So wie er dem

---

Anm. 1. A. von Gernett a. a. O. Seite 163.

Anm. 2. Zugehörigkeit zum Hansebund urkundlich zuerst 1363 nachgewiesen s. h. von Gernet S. 165.

Digitized by Google

Bauern nahezubringen sucht, daß dieser die „Mutter Erde" zu beackern hat und sich dessen eingedenk bleiben soll, so gibt er hier dem Gedanken Ausdruck, daß die Materie, die die Natur liefert, erst Wert bekommt in der Hand des sie verarbeitenden Künstlers (2730 ff.). Diese Gedanken zeigen deutlich das hohe Ansehen, in dem das Handwerk im Mittelalter stand. Aus ihnen spricht das Selbstbewußtsein des werktätigen Bürgers, das sich nach außen hin in dem bedeutenden Einfluß der Zünfte und Gilden auf das öffentliche Leben zu erkennen gibt. Der Dichter deutet dann noch an, daß Menschenhände schaffen sollen, wozu die Natur alleine nicht in der Lage ist, daß andererseits aber die Natur ihre Hilfe zur Vollendung des Werkes leiht (2730 ff.). Auch das religiöse Motiv fehlt in dieser Gedankenkette nicht. „Gott gibt das Eisen aus der Erde" (2721). Nur auf den Beruf des Schmiedes geht der Dichter näher ein und betont die Arbeiten, die dieser dem Ritter gegenüber zu leisten hat (2665/66, 2670/76). Vielleicht denkt er dabei an die Ritter des Schwertbrüderordens, in deren Hand die Sicherheit für die deutschen, bürgerlichen Ansiedler lag, sodaß diese ihnen in jeder Weise verpflichtet waren. Ueber den Zimmermann und Maurer sagt er nichts Eigenes. Ein weit größeres Interesse bekundet Stephan für den Schiffer und dessen Tätigkeit. Bei Cessolis nur knapp angedeutete Gedanken werden von Stephan ausgesponnen. *De grote vluet* (2828) und den Sturm auf See scheint er aus eigenem Erleben zu kennen. Auch hier fehlen religiöse Motive in den Verhaltungsmaßregeln, die Stephan den Schiffern gibt, nicht (2836, 2839, 2840/41). An anderen Stellen des Schachbuches finden sich ebenfalls Spuren und Vergleiche, die auf Stephans Vertrautsein mit den Tätigkeiten des Seemannes hindeuten und in ihm einen Bewohner der Wasserkante vermuten lassen (vgl. 2954).[1]) Die Zusätze, die Stephan zu dem Beruf des *scriuers* macht, sind an anderen Stellen bereits erörtert worden. Sie sind im wesentlichen didaktischer Art und verraten Kenntnisse von Rechtsbräuchen und -mißbräuchen. (2910, 2918, 2925, 2931 Quelle *keyser bocke*!) Zur Tätigkeit des Arztes und Apothekers weiß der Dichter ergänzend zu sagen, daß der Arzt den Urin (*de glase*) beschauen (3812), der Apotheker Kräuter bereiten und Syrup mengen kann (3816/18) Dann fordert er, daß der Arzt auch über den Gang des Mondes und die Zeichen des Tierkreises, in dem dieser steht, unterrichtet sein soll. Er ergänzt damit Cessolis, der auch vom Arzt Kenntnis in der Astrologie verlangt. Für Angehörige beider Berufe (Arzt, Apotheker) fügt der Dichter nach seiner Art noch Belehrungen ein (3842 ff.). Beide

---

Anm. 1. Graffunder Jb. 23, 8 Kapitel 3 Stil.

Digitized by Google

müssen Hand in Hand arbeiten (3865/94). Auffallend ist daß Stephan vom Arzt fordert, sich nicht mit Gott zu vergleichen (3905). Der Geistliche Stephan kann es sich nicht versagen, den Arzt nachdrücklich auf Gottes Gebote hinzuweisen (3906) und zu sagen, daß nur dort, wo das Abendmahl genommen ist, die Arznei nützen kann (3909/10). Als Stephan auf den Wirt zu sprechen kommt unterscheidet er den *herberghei up der strate* und den *krogher* voneinander. Vor denjenigen Vertretern dieses Standes, die sich nicht scheuen „ihre Schafe gehörig zu scheren" warnt er. (4058 ff.) Den guten Wirten gibt er Belehrungen.

Auf lokale Verhältnisse ist jedenfalls der Absatz über *der hodere konheyt* 4618 ff. zurückzuführen. Der Dichter führt aus, wozu die Hüter der Stadt nützlich sind und gibt Verhaltungsmaßregeln über ihre „ordnungspolizeiliche" Gewalt 4624 ff. Von der Tätigkeit des Zöllners weiß er nichts Eigenes zu sagen. Im 4. Buche macht Stephan zu den Ausführungen des Cessolis über die Züge der Figuren hier und da noch Einfügungen, die aber schon früher ausgesprochene Gedanken wiederholen. Wir können somit die Betrachtung der Zusätze Stephans im einzelnen abschließen. In diesen Einfügungen ist des Dichters Persönlichkeit und Werk am greifbarsten, sie repräsentieren im wesentlichen *sein* Werk, das natürlich auch im Stilistischen in Erscheinung tritt.

Man kann an verschiedenen Stellen mehr als ein bloßes literarisches oder kulturhistorisches Interesse nehmen. Dort wo eigene Beobachtung oder eigenes Erleben (religiöse Anschauungen) den aus der Quelle geschöpften Stoff unterbrechen, glaubt man die Züge warmer Menschlichkeit zu entdecken. Vor allem in dem starken sozialen Empfinden, und der freien, rücksichtslosen Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen offenbart sich ein Zug eines starken Menschentums. Der Geistliche im Dichter ist nicht zur Vorherrschaft über den einfachen Menschen, der Welt und Leben mit offenen Augen ansieht, gelangt. Mit den geistigen Mitteln seiner bürgerlichen und beruflichen Sphären tritt Stephan an seine literarischen Aufgaben heran. So durfte er von seinem Werk erwarten, daß es Verständnis und gute Aufnahme in den verschiedensten Kreisen fand. Zwei Anhaltspunkte bieten uns Gewähr dafür, daß Stephans Werk größere Verbreitung gehabt haben muß. Einmal die Tatsache der späten Drucklegung (rund 125 Jahre nach der Abfassungszeit) und zum andern eine Mitteilung in einem Bibliotheksverzeichnis des Junkers Everwyn von Götterswyk in Westfalen. Dieser besaß 1454: „Merlyn van Maerlant, 2 nye boke van Lanslote, eyn olt boek van Lanslote, Iosaphat unde sunte Georgius leygende unde *dat schachtaffels boek* Sunte Christoffers passye item van Alexander, item de Markgreve Willem, item Percevale."

Digitized by Google

Wenn man in dem schachtaffels boek.[1]) Stephans Werk vermuten darf, muß der Junker ein handschriftliches Exemplar davon besessen haben. Die drei Angaben Dorpat (Entstehungsort des Buches), Lübeck (Drucklegungsort 1489), Westfalen lassen einen Schluß auf die Verbreitung des Schachbuches zu. Wir dürfen annehmen, daß es in dem gesamten niederdeutschen Sprachgebiet bekannt war und geschätzt wurde.

Anm. 1. Jellinghaus: Gesch. der mnd. Lit. Gr. II, 4 S. 378 Anm. 8, derſ. in Gesch. d. mnd. Lit. 1925 S. 23 Anm. 6.

Digitized by Google

Anhang zur Textkritik.

V. 49 Ich lese: *De lude de mit eren sinnen / Doeghet unde ere mit vlite minnen sinnen* plur. zu *sinn* masc. Sinn, Verstand wie Schlüter und nicht *sinde* Gefolgsmann, wie Kok Jb. 30 *minnen* aus logischen und reimtechnischen Gründen *mit sinnen* adverbiell gebraucht wie in V. 359. „Die Leute, die mit ihrem Verstande Tugend und Ehre fleißig lieben / Aber jeden Tag mit Falschheit denken / Wie sie denjenigen wieder kränken, der sie treulich das Beste lehrt," Die Verse 49 ff. geben in freier Weise den Cessolischen Gedanken wieder: „aliquis non veretur turbare homines quia non solum correctionem negligit, sed correctores affligit."

V. 1772 In den Absatz von der Kühnheit der Ritter eingefügt heißt es: *wente men vint wol wiue / de sterke hebben unde ghut / Mer dar by vil bloden mut.* Dieser Vergleich, daß man Weiber findet, die Stärke und Gut haben, dabei aber doch eine furchtsame Gesinnung, wirkt sinnstörend. Auffallend ist nun, daß die Cessolis Hss. K. H. und C. von Frauen an dieser Stelle nichts erwähnen. Der „fortitudo corporis" wird die der Seele gegenübergestellt. Cessolis fährt dann fort: „Plerumque multi fortissime robore corporis sunt debiles animo (H.)" In K ist die Stelle vom Schreiber ungenau wiedergegeben. K schreibt: „pleruque n i l 'te". Köpke vermutet „*milite*". Der Vergleich, daß manche starken Leib haben, dabei aber doch furchtsam wie die Weiber sind, muß aber doch in der Vorlage unseres Dichters gestanden haben, denn Hecht übersetzt ganz klar und eindeutig: manche di habin starkin lip / und kranc gemute sam di wip 233,15. Die Vorlage Hechts und Stephans werden ein „mulieres" geboten haben, das letzterer ungenau wiedergibt oder falsch auflöst und nicht nur auf das „debiles animo" bezieht, wie Hecht. Die Schreiber der Hss, H, K und C haben die Stelle nicht verstanden oder nicht lesen können und sie deshalb schlecht wiedergegeben.

V 2509 *wolde* dat sg. von *wolt* = Wald, paßt nicht zu dem Beispiel der Juden. Sprenger schlägt *wilde* vor = wüstes unbebautes Land (nach ten Doornkat Koolmann Ostfriesisches Wörterbuch) wird bestätigt durch das „in deserto" des Cessolis K.

V. 3058. Das von Sprenger vorgeschlagene „*wissche*" = Wiesen für „*vissche*" wird gestützt durch das „prata" des Cessolis.

Digitized by Google

V. 3550 51. Es ist zu übersetzen: „Sie hatte gedürstet nach dem Gruß des Goldes, deswegen wurde ihr die Buße des Durstes = *Er hadde dorstet na goldes grot / Des wart er do des dorstet bot.* „*grot*“ subst. Gruß und nicht zu lesen, wie Schlüter vorschlägt „*na golde grôt*“. „*goldes grot*“ ist eine der von Stephan so beliebten substantivischen Umschreibungen (vgl. Kapitel 4 S. 22 ff.), ebenso „dorstes bot“.

V. 4731. canate vermutet Sprenger aus carnute (kornute, kornote) entstellt. Es ist aber aus Cessolis „canacia“ gebildet.

Digitized by Google

Lebenslauf.

Am 30. Januar 1903 wurde ich, Carl Theodor Saul, in Leer (Ostfriesland) geboren als Sohn des Papierwarenfabrikanten Johannes Saul und seiner Frau Margarete, geb. Wagner. Ich besuchte in Leer das staatliche Realgymnasium, das ich Ostern 1922 mit dem Zeugnis der bestandenen Reifeprüfung verließ, um mich dem Studium der Philologie zu widmen. In den ersten Semestern studierte ich Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte und Englisch an der Universität Tübingen und hörte Vorlesungen und Uebungen bei den Herren: Prof. Schneider, Prof. Bohnenberger, Prof. Wahl, Prof. Haller, Prof. Franz, Prof. Weise, Prof. Groos. Dann bezog ich die Westfälische-Wilhelms Universität zu Münster, an der ich Vorlesungeu und Uebungen bei den Herren Professoren: Hübner, Schwering, Geh.-Rat Spannagel, Münzer, Voigt, Schmitz-Kallenberg, Wätjen, Keller, Brunswig; den Herren Privat-Dozenten: Dr. van Sint-Jan und Dr. Magon, hörte. Am 12. Februar 1926 legte ich in Münster die mündliche Doktorprüfung ab.

Digitized by Google

Berichtigung.

Seite 5 Zeile 27	statt	1885 ff.	lies	1815 ff.
Seite 13 unten	„	diktatischen	„	didaktischen
Seite 14 Zeile 10	„	3025/26	„	3925 ff.
Seite 16 Zeile 3	„	Breff	„	breff
Seite 17 Vers 714	„	vornommen	„	vornomen
Seite 25 Zeile 6	„	2355	„	2356
Seite 25 Zeile 18	„	955	„	655
Seite 32 Zeile 36	„	Cato 212	„	Cato 213.

In den Textzitaten aus dem Schachbuch ist die Orthographie des alten Lübecker Druckes beibehalten worden.

Digitized by Google

Lebenslauf.

Ich, Carl Theodor [illegible], wurde [illegible] als Sohn des [illegible] und seiner Frau [illegible] geb. [illegible] in [illegible] das staatliche [illegible]gymnasium [illegible] bis zur Reife für Prima. [illegible] studierte ich [illegible] Universitäten [illegible] Geschichte, [illegible] Geographie, [illegible] Deutsch, [illegible] Schönig-Kallenberg, Wätjen, Keller, [illegible] Dozenten: Dr. van Stirk-Jan [illegible] Vorlesungen und Übungen [illegible] Professor, Schwerting, Orig. [illegible] Februar 1926 legte ich [illegible]

Berichtigung.

Seite 5	Zeile 27	statt 1886 ff.	lies 1816 ff.
Seite 13	unten	„ bibliothekarischen	„ bibliothekischen
Seite 14	Zeile 10	„ 3035/26	„ 3025 ff.
Seite 16	Zeile 8	„ Brecht	„ Brecht
Seite 17	Zeile 14	„ vornommen	„ vornehmen
Seite 25	Zeile 6	„ [illegible]	„ 2856
Seite 26	Zeile 18	„ 655	„ 655
Seite 32	Zeile 36	„ Seite 212	„ Seite 213.

In den Textzitaten aus dem Schachbuch ist die Orthographie des alten Lübecker Textes beibehalten worden.

Digitized by Google